

GÖTTERDÄMMERUNG LEIPZIGER KULTUR?



Michael Schweßinger

Von „Darkest Leipzig“ direkt in die „Grüne Hölle“

Inquisitionsmaschine

Alexander Nym über den NSK-Staat

Vergessene Bauwerke

Der Architekt Wilhelm Haller

Aller Anfang ist schwer

Wie soll ich beginnen? Das ist wohl die Mutter aller Fragen, wenn es um einen Neustart geht. Die andere Frage müsste lauten: Was ist Artefakte? Eine andere dürfte heißen: Was will der Mann eigentlich mit dem E-Paper bezwecken? Das dürfte genügen. Aber zunächst einmal steht hinter „Artefakte“ ein Mann, und ein langer Weg. Der Mann heißt Daniel Thalheim, wird in diesem Jahr 40 Jahre alt und lebt seit seiner Geburt, mit kurzen Unterbrechungen, in Leipzig. Er hat in dieser Stadt geatmet, gelebt, gelesen, entdeckt und gesehen als noch kein Eiserner Vorhang seine Sicht auf die Welt versperrte. Irgendwann, kurz bevor die Twin Towers in New York durch einen Terrorangriff zusammensackten, beschloss er zu studieren. Er ging bis dahin bereits seinen Weg über die Hochschule für Grafik und Buchkunst, die er als Haus des Blendwerks und Weltfremdheit zutiefst verabscheute, hatte aber selbst begonnen zu malen. Während seines Universitätsstudiums der Kunstgeschichte, Germanistik, Geschichte und Archivwissenschaften reifte in ihm schon der Gedanke, irgendwann publizistisch zu Werke zu gehen. Dass er später bei der Leipziger Internet Zeitung landen würde und später für weitere Zeitungen und Stadtmagazine schreibt, dachte er nicht einmal im Traum. Auch nicht als er begann, sein altes Steckenpferd namens Heavy Metal auszu-

buddeln und den neuesten Headbangerstoff in einem Internetblog veröffentlichte. Trotzdem band die Kunst sein Interesse.

Die Zeitungsbearbeitung bei der L-IZ lenkte ihn von seinen Sorgen, aber auch Träumen, ab. Er wuchs zu dem Mann an, der in der Messestadt alles das anfassete, was das Prädikat Kultur trug.

2012 kam die Pause, und auch der Entschluss, endlich etwas eigenes auf die Beine zu stellen. Da steht es nun. Das eigene Kind. Auf wackeligen Füßen zwar, aber ein neuer Erdenbürger, wenn auch ein geistiges. „Artefakte“ nennt er es. Seine Taufe bestreitet das Papier mit seiner ersten Ausgabe. Was wäre aber ein solcher Plan ohne Inhalte, aber vor allem auch ohne Leser?

Eben! Deswegen gibt es das „Artefakte“. Aus dem Internetblog „Leipziger Kulturgeschichten“ gereift, mit Blick über den Tellerrand von Leipzig. Aber letztlich doch nichts anderes als ein Blog. Anfangs noch mit beiden Beinen mittendrin im Leipziger Geschehen. Dann, ... mal sehen...

Jetzt habe ich ein paar Antworten auf meine eingangs gestellten Fragen. Ich hoffe, sie reichen aus, und ich hoffe, ihr, liebe Leser, geht diese Reise mit. Denn aller Anfang ist bekanntlich schwer.

Eurer Daniel Thalheim

Editorial

„Artefakte“ ist ein journalistisch betriebener Blog, der im E-Paper-Format unregelmäßig erscheint. „Artefakte“ ist ein Teil des Blogs „Leipziger Kulturgeschichten“ und wird redaktionell von Daniel Thalheim betreut.

Redaktion: Daniel Thalheim

Layout: Mandy Franz

Autoren dieser Ausgabe: Daniel Thalheim, Wilbur Ebenezer Wilcox, Alexander Nym

Bildnachweis: Bild Christian Bussenius von „Leipziger Kulturgeschichten/Artefakte“, Bild „O.T.“ Galerie Potemka / Presse, Bild „Wieland Führ“ von „LK/Artefakte“, Wilhelm Haller und Bautenabbildungen mit freundlichem Hinweis an die Kustodie Leipzig und Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, Bild „Lutz Fleischer“ und Werkabbildungen von Galerie Arte / Presse, „Michael Schweißinger“ von Periplaneta Verlag und citizenXphotography, Bilder „viNzi“ von „Rauschbild“ und „LK/Artefakte“, Bild „NSK“ von „NSK Homepage/Presse“, Aufhänger „Tape-Trader“ von Mandy Franz, Bild „William Fitzsimmons“ von Erin Brown/William Fitzsimmons Pressebild“.

Impressum

Angaben gemäß § 5 TMG:

Daniel Thalheim
Artefakte
Karl-Tauchnitz-Straße 15
04107 Leipzig

Kontakt:

Telefon:
0176-30417718
Telefax:
E-Mail: d.thalheim@gmx.net

Verantwortlich für den Inhalt nach § 55 Abs. 2 RStV:
Daniel Thalheim

Haftungsausschluss (Disclaimer)

Haftung für Inhalte

Als Diensteanbieter bin ich laut § 7 Abs.1 TMG für eigene Inhalte auf „Leipziger Kulturgeschichten“ und „Artefakte“ nach den allgemeinen Gesetzen verantwortlich. Nach §§ 8 bis 10 TMG sind wir als Diensteanbieter jedoch nicht verpflichtet, übermittelte oder gespeicherte fremde Informationen zu überwachen oder nach Umständen zu forschen, die auf eine rechtswidrige Tätigkeit hinweisen. Verpflichtungen zur Entfernung oder Sperrung der Nutzung von Informationen nach den allgemeinen Gesetzen bleiben hiervon unberührt. Eine diesbezügliche Haftung ist jedoch erst ab dem Zeitpunkt der Kenntnis einer konkreten Rechtsverletzung möglich. Bei Bekanntwerden von entspre-

chenden Rechtsverletzungen werden wir diese Inhalte umgehend entfernen.

Haftung für Links

Mein Angebot enthält Links zu externen Webseiten Dritter, auf deren Inhalte wir keinen Einfluss haben. Deshalb können wir für diese fremden Inhalte auch keine Gewähr übernehmen. Für die Inhalte der verlinkten Seiten ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber der Seiten verantwortlich. Die verlinkten Seiten wurden zum Zeitpunkt der Verlinkung auf mögliche Rechtsverstöße überprüft. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine permanente inhaltliche Kontrolle der verlinkten Seiten ist jedoch ohne konkrete Anhaltspunkte einer Rechtsverletzung nicht zumutbar. Bei Bekanntwerden von Rechtsverletzungen werden wir derartige Links umgehend entfernen.

Urheberrecht

Die durch die Seitenbetreiber erstellten Inhalte und Werke auf diesen Seiten unterliegen dem deutschen Urheberrecht. Die Vervielfältigung, Bearbeitung, Verbreitung und jede Art der Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtes bedürfen der schriftlichen Zustimmung des jeweiligen Autors bzw. Erstellers. Downloads und Kopien dieser Seite sind nur für den privaten, nicht kommerziellen Gebrauch gestattet. Soweit die Inhalte auf dieser Seite nicht vom Betreiber erstellt wurden, werden die Urheberrechte Dritter beachtet. Insbesondere werden Inhalte Dritter als solche gekennzeichnet. Sollten Sie trotzdem auf eine Urheberrechtsverletzung aufmerksam werden, bitten wir um einen entsprechenden Hinweis. Bei Bekanntwerden von Rechtsverletzungen werden wir derartige Inhalte umgehend entfernen.

Datenschutz

Die Nutzung meiner Webseite ist in der Regel ohne Angabe personenbezogener Daten möglich. Soweit auf meinen Seiten personenbezogene Daten (beispielsweise Name, Anschrift oder eMail-Adressen) erhoben werden, erfolgt dies, soweit möglich, stets auf freiwilliger Basis. Diese Daten werden ohne Ihre ausdrückliche Zustimmung nicht an Dritte weitergegeben.

Ich weise darauf hin, dass die Datenübertragung im Internet (z.B. bei der Kommunikation per E-Mail) Sicherheitslücken aufweisen kann. Ein lückenloser Schutz der Daten vor dem Zugriff durch Dritte ist nicht möglich.

Der Nutzung von im Rahmen der Impressumspflicht veröffentlichten Kontaktdaten durch Dritte zur Übersendung von nicht ausdrücklich angeforderter Werbung und Informationsmaterialien wird hiermit ausdrücklich widersprochen. Die Betreiber der Seiten behalten sich ausdrücklich rechtliche Schritte im Falle der unverlangten Zusendung von Werbeeintragungen, etwa durch Spam-Mails, vor.

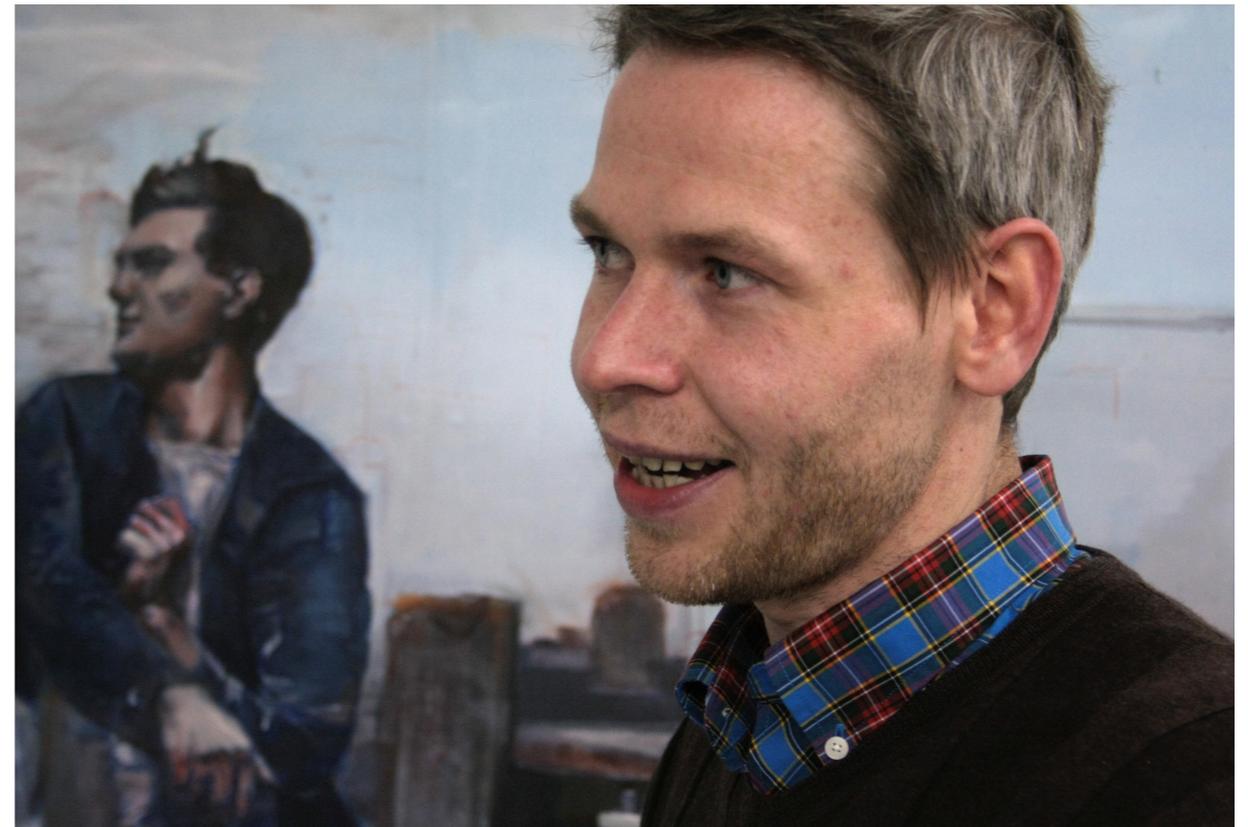
Christian Bussenius und der bewegte Mann

Kunstkenner wissen wer er ist. Christian Bussenius war Meisterschüler von Neo Rauch, studierte bei Arno Rink. Beide Künstler gelten als wichtigste Vertreter der Neuen Leipziger Schule. Bussenius tritt aus ihrem Windschatten. (Von Daniel Thalheim)

Sommer 2013. An der Ecke der Leipziger Aurelienstraße, jener Straße, die in Lindenau ihre Schneise zieht und die Gründerzeithäuserzeilen voneinander trennt, befindet sich die Galerie Potemka. An dieser Hausecke in der Nähe des Westwerks stand Christian Bussenius zusammen mit der Galeristin Lu Potemka und Künstlerfreunden. Bussenius, ein unscheinbarer Mann mit weichen, fast jugenhaften Gesichtszügen. Sein hochgeschlossenes, kariertes Hemd und leichter Pullover lassen ihn nicht wie einen typischen Künstler aussehen wie sie durch die Karl-Heine-Straße marodieren. Sein Haar schon leicht grau meliert, erzählt von seiner Familie. Der aus Magdeburg stammen-

„Inhaltlich geht es mir darum, dass heutzutage Mädchen einem klassischen Männerbild etwas entgegensetzen müssen...“

de Maler stellte damals zum dritten Mal in der Galerie aus, die wie ein kleiner Satellit zwischen dem Atelier- und Galeriegelände im alten Tapetenwerk an der Lützner Straße und den Galerien und Ateliers auf dem Gelände der Alten Baumwollspinnerei ihren Fixpunkt hat. Bussenius' Stimme war sanft und leise. Der Trupp begab sich ins Herz der Galerie, einem ehemaligen Eckladen. Davon gab es einst viele in Leipzig. Von dem alten, dreckigen Bild der DDR wurde die alte, industrielle Patina seit zwei Dekaden mehr und mehr abgewaschen. Heute bilden Plagwitz und Lindenau das neue, hippe Herz neben Südvorstadt und Connewitz, obwohl auch im Dreieck aus Klingervilla, Plagwitzer Bahnhof und Lindenauer Markt die Niedriglohnpolitik der letzten Jahre und die Folgen der Agenda 2010 zu spüren sind, sogar offen zu Tage treten. Die Arbeiten des 1978 in Magdeburg zeigten jugendliche Männer, die kühl



Christian Bussenius (Bild: Leipziger Kulturgeschichten/Artefakte)

und selbstbewusst in die Ferne schauen, oder im "Superman"-Kostüm den Anflug von Unsicherheit verbreiten. "Können wir" stand 2013 als Frage und als Aussage im Raum. Warum? Bussenius antwortete: „Der Titel ist mir wichtig, weil er sowohl Unsicherheit als auch Entschlossenheit mit einschließt.“ Zu seinen Bildern sagte Galeristin Lu Potemka, dass Bussenius sich mit dem zeitgenössischen Männerbild auseinandersetzt. „Der Künstler malt Männer, die liebenswert sind, die träumen, Zigarette rauchen, ... , ... und ohne dass sich Abgründe auftun, scheinen sie einfach ihr Leben in ihren Möglichkeiten zu genießen.“

Bussenius ergänzte: „Inhaltlich geht es mir darum, dass heutzutage Mädchen einem klassischen Männerbild etwas entgegensetzen müssen, das es so gar nicht mehr gibt. In der Musik haben wir Beck, der "I'm a loser" sang, ... Ich frage mich: Haben Männer das Männliche verloren, oder die Männlichkeit auf eine neue Ebene getragen? Ich finde die Emanzipation der Frau hervorragend. Jetzt sind aber die Männer dran. Ich suche eigentlich die Entsprechung für mich als Typ. Deswegen sind die jugenhaften Männer die Akteure in meinen Bildern.“ Malerisch und technisch hielt sich der Künstler bedeckt. Dabei begibt Bussenius sich nicht auf die direkten Spuren

der Leipziger Tradition, die mit Werner Tübke und anderen Malern kurz nach dem Zweiten Weltkrieg an der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst etabliert wurde und sich bis zu seinen schnellen Direktorenwechseln nach Arno Rink - „Ziehvater“ von Neo Rauch und anderen Vertretern der Malerzunft - in den späten neunziger Jahren des 20.

Jahrhunderts bis ins zweiten Millenniumsjahrzehnt, an dem einstigen Ableger der Dresdner Kunstakademie hielt und seine Wurzeln eigentlich im 18. und 19. Jahrhundert hat. Die geistigen Väter der HGB waren Maler wie Adam Friedrich Oeser (1717-1799), Johann Friedrich August Tischbein (1750-1812) und Veit Hans Schnorr von Carolsfeld (1764-1841), die die ersten Direktoren der Leipziger Malerei- und Zeichenakademie waren. Erst mit dem Aufkommen neuer grafischer Techniken im 19.

Jahrhundert wandelte sich das Bild, das in der DDR seine Blüte hatte und in den letzten Jahren wieder stärker mit der Medienkunst zum Tragen kam.

Bussenius zieht mit seinen Arbeiten mehrere kunstgeschichtlichen Linien. Er greift sowohl die Malerei des sozialistischen Realismus' sowjetischer Prägung auf, raut Nuancen des französischen und deutschen Realismus des 19. Jahrhun-

derts zu modernen Porträts auf, die Stimmungen von den vergessenen Genres der Plakat- und Werbetafelmalerei nicht verlassend und lässt die Protagonisten allein agieren. Sie wirken verloren, in einem von Bussenius beschriebenen Selbstfindungsprozess. Wie zu groß gewordene Jungen, die ihre Mitmenschen beeindrucken wollen.

Nicht um das Finden von Antworten geht es dem einstigen Schüler von Arno Rink und Meisterschüler von Malerstar Neo Rauch. Für Bussenius ist der Macho, wie ihn noch Film und Fernsehen vor dreißig Jahren zeigt, tot. Selbst der „Marlboro“-Mann wird alt. „Rambo“ ist es schon längst. Und

„Spider-Man“ wird von einem Schauspieler verkörpert, der im "wirklichen" Leben ein verhuschter Typ ist.

„Wo ist dieses klassische Männerbild noch?“, fragte der Künstler, bevor einen letzten Zug von seiner Zigarette nahm, um nach Hause zu Frau und Kind zurückzukehren. „Wenn es noch in einer Daimler-Chefetage sitzt, dann stirbt es innerhalb von zehn Jahren an Herzinfarkt.“



Christian Bussenius, o.T., Öl auf Leinwand, 2013.

Lebensentwürfe

Das harte Brot des Historikers

Man muss schon genau hinschauen, wenn man beim Antik- und Trödelmarkt auf dem agra-Gelände in Leipzig antrifft. An einem der zahlreichen Stände in der großen agra-Halle, wo sonst beim Wave-Gotik-Treffen die harten Klänge wummern, sitzt allmonatlich ein Mann, der geraumer Zeit „Kulturreisen Mitteldeutschland“ anbietet und freischaffender Historiker ist - die Rede ist von Wieland Führ. (Von W. E. Wilcox)

„Immer bringt ein alter Freund - ein Grafiker - mir einen Kaffee vorbei“, erzählt einer der Buchhändler seinen Gästen. „Aber ausgerechnet heute kommt er nicht. Obwohl ich heute dringend einen Kaffee gebraucht hätte.“ Es ist Winter und klapperkalt draußen. Am letzten Wochenende jeden Monats findet Leipzigs größter Trödel- und Antikmarkt statt - draußen auf dem betonierte Gelände der einstigen Messeschau für Agrartechnik der DDR und Ostblock wie auch drinnen in den riesigen Messehallen. Wieland Führ stellt sich vor. Regionalhistorikern ist der Name ein Begriff. Hat der gebürtige Naumburger zahlreiche Bücher verfasst. Der große Durchbruch war ihm bislang nicht beschieden. Mit einer Mischung aus Wehmut und Optimismus erzählt Wieland Führ an seinem Bücher-

stand seine Geschichte. Einen Dokortitel hat er nicht, so fehlt ihm der Weg in die Universitäten der Republik. Führ schlägt sich durch, bleibt aber am Ball und hat es zu kleinem Ruhm geschafft.

Er bietet den flanierenden Besuchern sein nie offiziell publiziertes Werk „Vivat Porta“ an. Vierzig Euro kostet es. 1993 beendet, sollte es im Rahmen einer Ausstellung über das Kloster Schulpforte erscheinen. Aber der Verlag ging pleite, der Historiker sah das Buch vorerst nicht wieder. Bis er es irgendwann in einem Museum stehen sah und ein Kontingent für sich selbst abkaufte. „Das muss man mal sich überlegen“, schimpft er ein wenig, „musste ich doch tatsächlich meinen eigenen Dinge aufkaufen, um wenigstens privat noch etwas daraus zu machen.“ Sein Schicksal ist nicht das einzige in der Verlagswelt. Auch die Autoren des 2011 planinsolvent gegangenen Plöttner-Verlags in Leipzig gingen leer aus. Dennoch gab Führ nicht auf. Er schrieb weiterhin Bücher, wie über die Berliner Mauer. Sein Bestseller, wie er stolz betont. Der Royalty-Scheck kommt auch pünktlich. Wenn auch mehr Geld fließen könnte.

„Aber für den öffentlichen Dienst bin ich schon zu alt“, meint er resignierend, aber nicht ohne dem Leuchten

in den Augen, bald wieder neue Projekte anstoßen zu können. Wieland Führ bietet individuelle Führungen und Kulturreisen in der historischen Domstadt Naumburg an der Saale, im Burgenlandkreis und in Mitteldeutschland, in einem Zentrum deutscher Geschichte und Kultur. Durch seine zahlreichen Veröffentlichungen und Bücher zur Regionalgeschichte, Kunst- und Kulturgeschichte in Mitteldeutschland ist der Touristikunternehmer bereits vielen Menschen bekannt. Hatte er schon in Naumburg und Gera durch Ausstellungen geführt, will 2014 weitermachen und nebenher Bücher am Antikmarkt in Leipzig verkaufen. Nur sein „Vivat Porta“ gibt es nicht mehr auf seinem Büchertisch. Sein letztes Exemplar wechselte Ende

Dezember 2013 den Besitzer. Zwei Tage vor Führs sechzigstem Geburtstag. Sein privates Buch gibt er nicht her. Seit dem 24. Januar 2013 ist die Internetpräsenz von „Kulturreisen Mitteldeutschland“ Online. Die beschreibt Wieland Führ als individuell und abwechslungsreich. Er schildert von den zahlreichen Fuß- und Radwanderungen, die er unternimmt, sowie die Vorträge, die er hält. Und das gern auch in Museen, vor Schulklassen und in erlesenen Lokalen. Ein Wahrzeichen erinnert ihn stets an seine Aufgabe als Historiker. „Jeden Tag sehe ich den Naumburger Dom von meiner Wohnung aus“, schließt er augenblinzeln das Gespräch. Es gibt noch viel zu schreiben und zu entdecken.



Wieland Führ an seinem Buchstand in der Agra-Halle in Leipzig (Bild: Leipziger Kulturgeschichten/ Artefakte)

Verlorene Bauwerke Der gute Ort in Leipzig

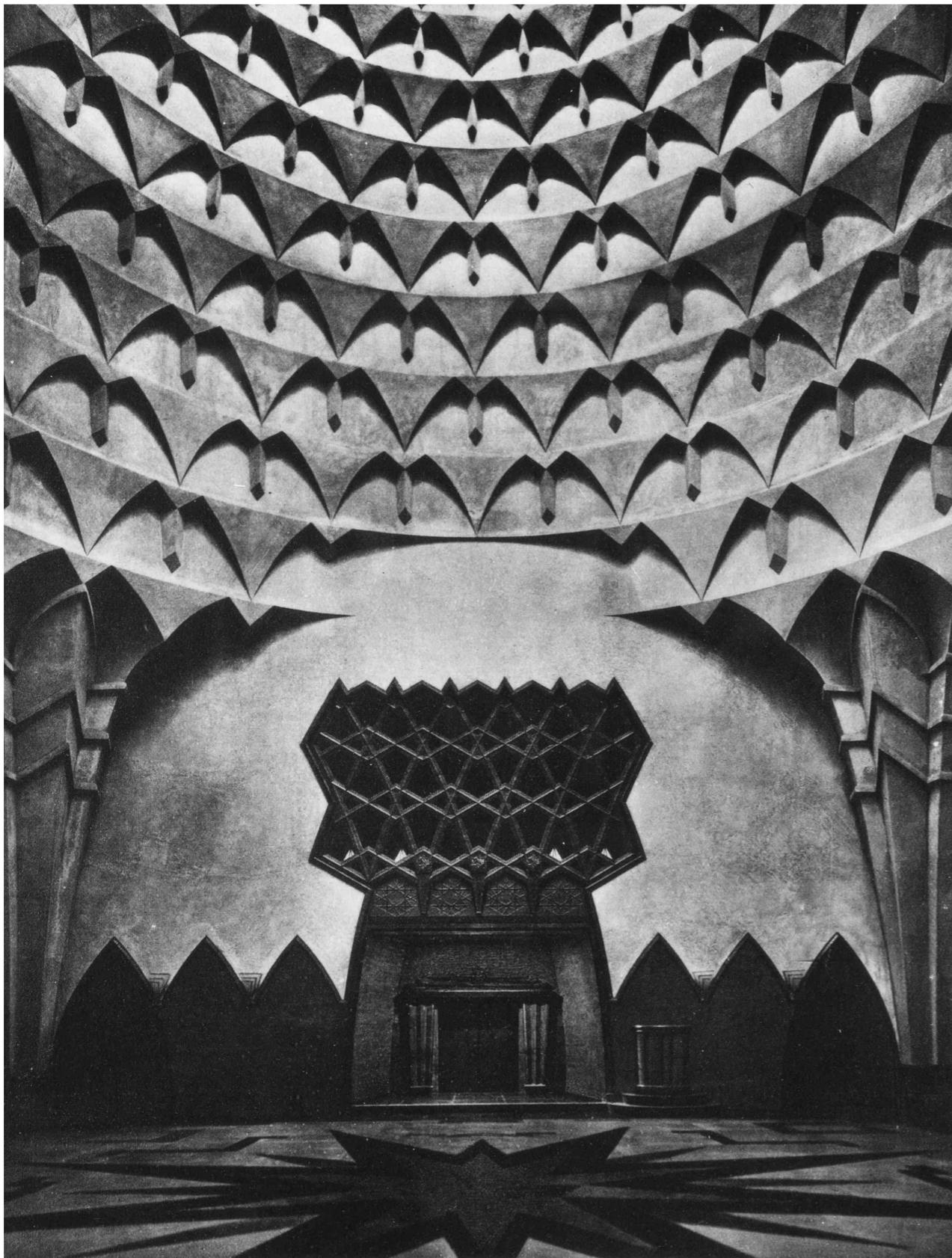
Vor 75 Jahren wurden die letzten Überreste eines Gebäudes geräumt, das in der Architekturgeschichte der Leipziger Region als letztes Nachleben des Expressionismus gilt. Die Feierhalle auf dem Neuen Israelitischen Friedhof in Leipzig wurde wie andere jüdische Sakralbauten Opfer der Pogrome 1938. Am „guten Ort“ brauchten die Nazis länger. An der Rabitzbetonkuppel bissen sie sich die Zähne aus. (Von Daniel Thalheim)

Otto Morgenstern überwachte die Abrissarbeiten und stand im Briefwechsel mit dem Leipziger Baupolizeiamt. Er teilte dem Amt im Auftrag der im 19. Jahrhundert gegründeten Religionsgemeinde mit, dass die heute noch existierende Firma (Max) Süptitz die damaligen Bau- und Schutzgerüste zur Verfügung stellte. Arno Barthel aus Leipzig-Wahren war der Sprengmeister. Die Dachdemontage übernahm Paul Engelhardt, die Zimmererarbeiten Otto Burckhardt, Klempnerarbeiten Richard Dietrich, Heizungsdemontage Ludwig Siber sowie den Abbruch und Aufräumung des gesprengten Mauerwerks die Firma Burckhardt & Thier. Morgenstern ließ die Kuppelhalle nicht aus freien Stücken sprengen und und die bereits im November 1938 durch Brand

zerstörten Flügelbauten räumen. Alles geschah unter Druck der Verwaltung. Der Abbruch begann am 13. Februar 1939. Bereits im Januar bis Februar 1939 erfolgten die näheren Vorbereitungen für Demontage und Abriss. Gleiches betraf die Leipziger Synagogen. Die Räumung der jüdischen Läden, die meist der jüdische Privateigentümer, bzw. Pächter oder Mieter übernehmen musste, wurde ebenfalls zum Jahresanbruch 1939 veranlasst. Im Mai 1939 teilte die Israelitische Religionsgemeinde die restlose Abtragung der Feierhalle sowie Einebnung des Geländes an das Baupolizeiamt mit.

Der Nachfolgebau der 1939 abgerissenen Feierhalle wurde bereits in den frühen fünfziger Jahren von Walther Beyer geplant. Vom Staatssekretariat für Kirchenfragen wurde die schlichte Halle mit Geldern bezuschusst. Die damalige Gemeinde umfasste gerade einmal vierzehn Mitglieder von über sechzehntausend. Aufgrund der geringen Mitgliederzahl schien ein neuer Bau notwendig zu sein, aber in merklich kleinerer Ausführung und schlichterer Gestaltung.

Zuvor befand sich ein Denkmal auf dem quadratischen Grundriss der abgerissenen Feierhalle von Wilhelm Haller (1886 - 1956), dessen Keller mit Schutt derselben ausgefüllt und mit Rasen ab-



gedeckt wurde. Mit der Planung des neuen Aussegnungsgebäudes wurde das Denkmal versetzt. Walther Beyer folgte im Grundriss den Umfassungsmauern des Kellers der vorigen Feierhalle. So steht der jetzige Bau auf den Grundmauern und Fundament des monumentalen Baus von Wilhelm Haller. Die neue, 1955 geweihte, Feierhalle befindet sich heute noch am „guten Ort“, wie Israeliten ihre Friedhöfe nennen. Die neue Kapelle besitzt Raum für sechzig Sitzplätze sowie Nebenräume und Wirtschaftskeller. Beyer plante eine Stuckarbeit für die Decke der Halle. Heute befindet sich im Inneren die Skulptur von Raphael Chamizer (1882-1957), die Anfang der Neunziger Jahre von dem Alten Israelitischen Friedhof aufgrund der dortigen Schändungen überführt wurde. Sonst erinnert nichts an die Vorgeschichte eines Gebäudes, das in den Zwanziger Jahren Wellen in der Fachwelt schlug, wenn auch nur kleine.

Zehn Jahre vor ihrem Abriss war die Halle ein Novum. Die Leipziger Feierhalle auf dem neuen Israelitischen Friedhof stand im Mittelpunkt in Wilhelm Hallers Schaffen für Leipzig. Bereits zur Fertigstellung besaß sie den Status eines „Wahrzeichens“, da sie mit ihrer außergewöhnlichen Architektur, die Menschen in ihren Bann zog, schrieb Günther Meyer in seinem 2005 erschienenen „Der Friedhofswegweiser - Diesseits und Jenseits“. Zeitgenossen waren begeistert über die Ausführung

des Hauses, welches für die jüdische Gemeinde Symbolkraft besaß. Einerseits wies der Friedhofsbau auf den Reichtum und die Vielfalt der Israelitischen Religionsgemeinde hin, die aus den vielfältigen Religionsströmungen Europas und dem Nahen Osten ihre Kultur und Ausstrahlung schöpfte, andererseits blickt Hallers Kuppelbau in die Moderne, scheint nahezu den Gipfel darzustellen, den die Leipziger Gemeinde seit ihrem Entstehen im frühen 19. Jahrhundert und stetigem Anstieg bis in die Weimarer Republik erklomm. Die Friedhofsanlage wurde im Laufe des Jahres 1927 ausgeführt und 1928 vollendet. Schon im September 1927 zeichnete sich ein Ende der Bauarbeiten an dem Gebäudekomplex des jüdischen Friedhofs an der Delitzscher Landstraße ab. Doch Geldmangel zögerte die Fertigstellung der Halle hinaus, die im Dezember des gleichen Jahres als Rohbau fertig gestellt war, um bei Bedarfsfall diese Räumlichkeit nutzen zu können. Die Weihe der auf fünfhundert Sitzplätze ausgelegten Haupthalle fand am Sonntag, dem 6. Mai 1928 statt. Die Leipziger Feierhalle bot ein Aufsehen erregendes Bild, das detailliert in der Leipziger Gemeindezeitung beschrieben wurde.

Aber wer war der Architekt? Wilhelm Haller wurde 1884 im polnischen Gliwice geboren, das in der Wilhelminischen Epoche noch zum Deutschen Reich gehörte und Gleiwitz hieß. Seine Eltern zogen ihm nach Reichenau in Sachsen.

Ein Städtchen, das heute Bogatynia heißt und ebenfalls in Polen liegt. Dort betrieb sein Vater ein Bekleidungsgeschäft. An der Zittauer Baugewerkeschule, an der TH Darmstadt und durch die Mitarbeit in renommierten Büros wie in Breslau bildete Wilhelm Haller sich zum Architekten aus. Ab 1911 arbeitete er in Leipzig, wo er 1914 ein eigenes Büro einrichtete. Ein Jahr vor dem Ersten Weltkrieg heiratete Haller in Frankfurt am Main Clara Goldschmidt (1888-1945). Sein Sohn Hans J. Haller (1913 - 2004) ging aus der Ehe hervor. Während seiner Zeit in Leipzig blieb Haller der Bauschule in Zittau als Vorsitzender eines Vereins ehemaliger Schüler und Herausgeber der „Ver-einsnachrichten des Altherrenbundes der Zittauer Bauhütte“ verbunden. In diesem Blatt veröffentlichte er während des Ersten Weltkriegs mehrere patriotische Artikel. Er schrieb auch für das „Zittauer Morgenblatt“ mehrere Artikel. Nach dem Ersten Weltkrieg trat Haller als Baumeister jüdischer Ritualbauten hervor. Dass er im ausgehenden 1. Weltkrieg und frühen Weimarer Republik von den ideologisch geprägten und reichsweit angeregten Siedlungsbauprogrammen für invalide Kriegsheimkehrer und deren Angehörige profitieren konnte, ist weniger geläufig. In Coburg und Stendal errichtete er Siedlungen, die zum Teil in Veröffentlichungen Niederschlag fanden. Dass er auch für Leipzig im Jahr 1917 eine großzügig angelegte Reihenhaussiedlung nordöstlich der heutigen Leinesiedlung plante, war bisher unbeachtet. Sie fand weder in Hallers eigene Angaben zu

seinem Werk noch in die 1930 von Max Reimann über ihn veröffentlichte Monographie Eingang. Für eine solche Siedlung existieren im Leipziger Stadtarchiv Pläne aus dem Jahr 1919 sowie Artikel über die Entwürfe und Planungen von Walter Mackowsky und Haller selbst aus den Jahren 1918 und 1921. Als Architekt und Vorstandsmitglied der Leipziger Kriegerheimstätten GmbH entwarf der Architekt Bebauungspläne für ein Gebiet südlich des Südfriedhofes und westlich der damaligen Heilanstalt Dösen in Leipzig-Probsteida. Aufgrund der Tagebauvergrößerung durch die Leipzig-Dölitzter Kohlenwerke verwarf die Stadt Leipzig diese Pläne, die vom Rat der Stadt zudem als zu unwirtschaftlich angesehen wurden. So verschwand das Projekt zunächst in die Schubladen der Stadt Leipzig, dann im Stadtarchiv. Noch zu Beginn der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts, als er sein Leipziger Hauptwerk, die 1938 zerstörte Trauerhalle des jüdischen Friedhofs an der Delitzscher Straße, bereits vollendet hatte, befasste Haller sich mit Wohnhausbau für sozial Benachteiligte. Dies belegt ein Artikel über einen bemerkenswerten Wettbewerb um „Die Stadtrandsiedlung“. Haller berichtete über den 1931 von der Stadt Leipzig ausgeschriebenen Wettbewerb, an dem er selbst offenbar nicht beteiligt war. Ähnlich wie bei den „Kriegersiedlungen“ ging es darum, mit einfachsten Mitteln Wohnraum zu schaffen, der mit Nutzgärten eine gewisse Selbstversorgung der Bewohner ermöglichen sollte.

Die wirtschaftliche Krise am Ende der Weimarer Zeit zwang auch ihn in die Knie. Erst die drohende Machtübernahme durch die Nationalsozialisten zwang Haller zur Auswanderung nach Palästina, wo er 1932 oder 1933 in Tel Aviv sein Büro eröffnete. Bis Ende der dreißiger Jahre wirkte er am Bau der „White City“ mit der Planung verschiedener Wohnhäuser mit. Als die Entwicklung von Tel Aviv ins Stocken geriet, schloss Haller sein Büro und wechselte in das Public Works Department, die öffentliche Bauverwaltung von Jerusalem. 1956 verstarb er nach zwei Ehen im Kreis seiner Familie. Er lebte in kargen Verhältnissen. Sein Werk ist in der Geschichte auseinander gefallen. Über sein Schaffen in Leipzig ist nicht viel belegt. Am längsten arbeitete er an der Idee der Aussegnungshalle für den Israelitischen Friedhof im Norden von Leipzig. Seine Entwürfe gehen bis ins Jahr 1922 zurück. Wilhelm Haller verwirklichte seine ausgereiften Entwürfe zur achsenbetonten Dreiflügelanlage mit zurückspringendem Mittelteil zwischen 1925 und 1927.



So entstand 1928 zwischen den Flügelbauten der Verwaltung und Wärterwohnung ein kleiner begrünter Vorplatz. Stilistisch hob sich die exponierte Feierhalle von den im bekannten bürgerlichen Duktus gehaltenen Flügelbauten ab. Die Außenfassade der Halle sowie der Flügelbauten waren glatt und blau verputzt. Rote Falzziegel bedeckten die Dächer der gesamten Anlage. Die Gebäudeflügel mit ihren Kopfbauten wurden mit Walmdächern bedeckt. Zusätzlich bekam die Eisenbetonkuppel ein oktogonales, leicht spitzkuppeliges Falzziegeldach mit einem Glasoberlicht, welches prismenartig nach unten mit der Eisenbetonkuppel verbunden wurde und so für einen stetigen Lichteinfall sorgte. Über das spitzbogige Drillingsportal der Vorhalle befand sich der hebräische und deutsche Schriftzug mit den Worten; „Stark wie der Tod ist die Liebe“. Die Vorhalle springt von dem übrigen Bau leicht hervor und ist nach oben zweifach abgestuft, so dass dieser Gebäudeteil sich leicht nach oben zur Kuppel hin verjüngt.

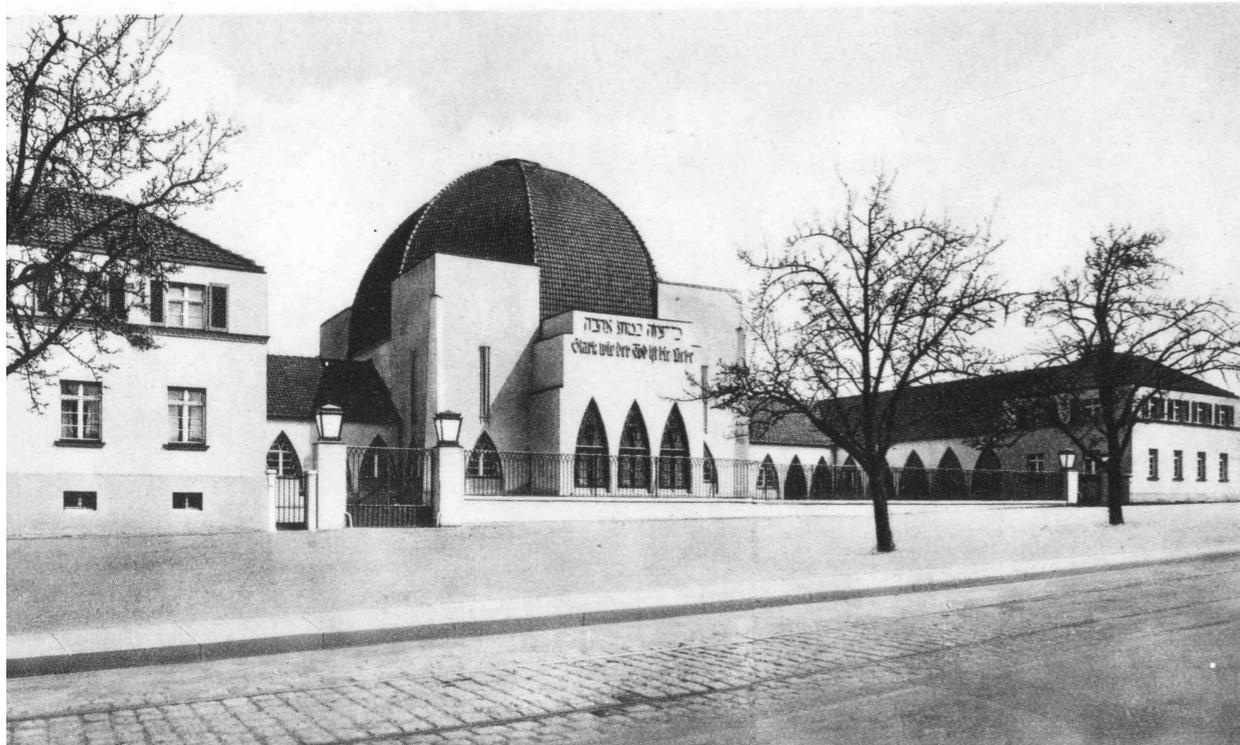
Diese zweijochige Vorhalle erscheint auch niedriger als der restliche Baukomplex. Wohl lag das an den beiden „Eckrisaliten“ der Feierhalle, die kubenartig über die Gebäudehöhe der Verwaltungsflügel hervorragten. Spitzbogige Fenster und Portale prägten jeweils die Straßen- und Gartenfassade der Feierhalle. Die Friedhofs-, bzw. Gartenseite wurde wesentlich schlichter aber nicht minder Aufsehen erregend gestaltet. Über die Pfeilervorhalle des Haupteingangs konnten die Trauernden durch drei Flügeltüren direkt in die Feierhalle gelangen. Dort befand sich auch ein mit fließendem Wasser ausgestatteter Wandbrunnen aus poliertem Muschelkalk mit einem pagodenähnlichen Aufsatz. Der auf rechteckigem Grundriss stehende Zentralbau erschien in einer zurückhaltenden Farbgebung von Naturfarbtönen, wie verschiedene Ockerfarben und Braun. Von künstlichen Lichtquellen im Soffittenkranz des Kuppelrings, künstlichen Lichtquellen in den Muqarnas und des Oberlichts wurde die Farbgebung allenfalls aufgelockert. Durch den ständig anders gerichteten Sonnenstrahleneinfall bekam der Innenraum ein sich veränderndes Licht- und Schattenspiel. Der Chorraum hinter dem Maßwerk wurde in gedämpfter roter Farbe gestaltet und bildete so einen augenfälligen Kontrast. Ein riesiger sechszackiger Stern zierte den mehrfarbig gebänderten Gummifußboden und nahm die ursprüngliche Idee Hallers auf, den Stern in das Glasoberlicht einzuschreiben. Sternenmotive wurden in der mau-

rischen Architektur oft verwendet. Besonders beachtenswert ist deren Verwendung als vollflächig ausgeführte Kuppelgestaltung. Mit Bandrippen als Bauteil, welche sich nicht in der Mitte der Kuppel schnitten, sondern aneinander vorbei geführt wurden, so dass in Kuppelmitte ein mehrzackiger Stern entstand und als Oberlicht diente. Neben dem Chormaßwerk, beherrschte die Farbgebung des Natursteins Travertin an den Portalen und den mächtigen Supraport mit dem eingeschriebenen, geometrischen Sternenmuster, den Innenraum. Auch die Vermauerung der Blendarkaden an der Stirnseite zu den Friedhofsausgängen bot einen gefälligen Akzent. Türen und Heizkörper waren in Braun gestrichen, wobei die von der Halle abgehenden Türen aus Eichensperrholz gefertigt waren. Verchromte Türbeschläge und metallverkleidete Lampenausstattungen bildeten einen akzentreichen Kontrast zur Holzvertäfelung. Der südlich von der großen Halle gelegene kleine Saal bekam eine komplette Wandverkleidung aus profiliertem kaukasischen Nussbaumholz und war für kleine Feiern vorgesehen.

In beiden Aussegnungshallen waren die Sargräume durch Kurbelmechanismen verstellbare Schiebewände samt sogenannten Ritualschlitzen abgetrennt. Dadurch waren die Verstorbenen den Blicken der Trauernden entzogen. Durch ein Rautenmuster wurde der Gummifußboden des kleinen Saals farbig abgesetzt

und rhythmisch gestaltet. Über seine Farbgebung spekulierten sächsische Denkmalschutzexperten. Auch über die Farbgebung des Gummifußbodens im großen Saal ist nichts bekannt. Wird beispielsweise der Innengestaltung der Leipziger Gedächtniskirche St. Bonifatius aus dem Jahr 1930 gefolgt, die ebenso in einem expressionistischen Duktus mit Werkbundanleihen ausgeführt wurde, steht die Hallersche Feierhalle dem Expressionismus näher als dem Art Déco. Als Konzentrationspunkt diente der mit Flechtmaßwerk verkleidete Chorraum. Das gotisch anmutende und expressionistisch überhöhte Maßwerk wird als Sichtschutz verstanden, weil beim jüdisch-orthodoxen Traueritual keine Musik vorgesehen ist und der Raumzweck nicht sichtbar sein sollte. Trotz des Wissens über diesen Chorraum wurde er nicht als offene Sängerempore gestaltet. Fremde und Unbeteiligte mussten bei jüdischen Beerdigungen stets in großer Distanz zu dem Verstorbenen und dessen Verwandten stehen. Um diese Pietät zu wahren, wurde die Empore so verkleidet und befand sich von der Sargkammer abgetrennt darüber. Anstatt bei, von mehreren jüdischen Strömungen genutzten, Gemeinschaftssynagogen, die Orgel mit einem schwer anzubringenden Vorhang zu verdecken, verwendete Haller dieses Maßwerkgerüst, in dem er die Spitzbogenformen der Blendarkadenstellung verarbeitete und mit Zackenbändern miteinander

verband. Den dahinter befindlichen Chorraum ließ der Architekt rot ausschlagen, so dass hier die Naturfarbigkeit des Betons, bzw. Putzflächen samt seiner unverarbeiteten Oberfläche, dem natürlichen Lichteinfall, versteckten Lichtquellen in den Muqarnas sowie den farbigen Gummifußboden mit seinen expressiven Formen ein einzigartiger Raumeindruck entstand, der ganz in die damalige Moderne eingebettet war. Haller griff auf Formen zurück, die in den Zwanziger Jahren von deutschen Architekten oft verwendet wurden. Wilhelm Kreis verwendete 1922/1924 mit seiner monumentalen, zackentypisch ausgeführten und ineinander greifenden Bogenstellung des Maßwerkabschlusses am Wilhelm-Marx-Hochhaus gotische Formen. Eine andere Lösung erfand bereits 1893 der Architekt Constantin Uhde, der ein arabeskenhaftes Muster in die beiden Turmfassaden der Wolfenbütteler Synagoge verarbeitete. Dominikus Böhm galt als Hauptvertreter der Strömung, die gotische und romanische Formen in die Architektur der Zwanziger Jahre miteinander verband. Zackenformen und -bänder, Spitzbögen und Maßwerk finden sich sowohl an Repräsentationsbauten, als auch als reine Dekoration an Wohnbauten der zwanziger und frühen dreißiger Jahre. Diese Architektursprache hob sich von der Reduktion und Sachlichkeit Bauhaus und Neuem Bauen deutlich



ab, findet aber Anknüpfungspunkte mit beiden Architekturnrichtungen. Wilhelm Haller bediente sich beim Planen und Bau der Leipziger Feierhalle dieser Trends, die auch in Leipzig im Umlauf waren. Die Messehalle von ... auf dem Alten Messegelände, die Kuppelhalle von Wilhelm Kreis von 1913 am selben Ort, das Gemeindehaus der ...kirche von „Richard Wagner“, sowie die Friedhofskapelle in Leipzig-Connewitz. Das ist die architektonische Umgebungstemperatur des deutsch-jüdischen Architekten, der aus Breslau 1911 nach Leipzig kam und in der Messestadt 1919 eine nie verwirklichte Kriegerheimsiedlung in Probstheida plante und 1932 für die Planung zum Bau einer Mikwe auf dem Gelände der ebenfalls von den Nazis zerstörten Ezechiel-Synagoge zum letzten Mal auf deutschem Boden als Architekt in Er-

scheinung trat. Übrig geblieben sind von seinem Schaffen vorwiegend Fotos und Schriftzeugnisse. Immer wieder tauchte der Name Wilhelm Haller in Zeitungsartikeln und kleineren Abhandlungen auf. Eine Doktorarbeit beschäftigt sich mit ihm und seinem Werk, ebenso eine Magisterarbeit und ein längerer Lexikonartikel im Allgemeinen Künstlerlexikon. Bei Wikipedia ist auch näheres zu ihm zu finden. 2009 fand anlässlich seines Schaffens in Leipzig eine Ausstellung statt, die mit einem kleinen Abriss in Form eines Katalogs begleitet wurde.

Titelthema

Götterdämmerung Leipziger Kultur?

Hat jemand schon über die Leipziger Kulturpolitik abseits von Hipsterdebatte, drohenden Clubschließungen und Freiflächen-Parties schwadroniert? Es gibt Redebedarf, doch eine Diskussion über das Wohin mit den Kommunalbühnentheatern wird nicht mehr geführt. (Von W. E. Wilcox)

Leipzigs OB Burkhard Jung wirkte entschlossen als er im Winter 2011 das eigene von ihm angestoßene Kulturgutachten der Firma „actori“ zu den Leipziger Kommunalbühnen bei einer öffentlichen Diskussionsveranstaltung symbolisch zusammenknüllte und mit hohem Bogen in den Papierkorb kickte. Das war nicht schön, weil viel Geld mit dem Papier im Mülleimer landete. Auch nicht schön war es, dass Jung die Debatte um die Zukunft von Schauspiel, Oper und Gewandhaus mit guten wirtschaftlichen Konjunkturaussichten abwürgte. Mehr Geld würden auch in die Kulturkassen gespült, wenn Leipzigs Wirtschaft wachse, hieß es damals noch aus seinem Mund. Winter 2013 zum Jahreswechsel 2014. Vom Oberbürgermeister und vom neuen Schauspielintendanten Enrico Lübke wurden Vorwürfe gegen ex-Schauspielintendant Sebastian Hartmann laut. Er soll viel Geld verschludert haben. Es geht um das stolze Sümmchen von

400.000 Euro. Er ließ mit einer geharnischten Antwort in Form zweier Strafanzeigen nicht lange auf sich warten. Kein Wunder, Hartmann fürchtet um seine Reputation. Keine Kommune würde ihn als Intendant anstellen, weil man um die Stadtkassen bangen müsse. Wo in dieser Frage der Leipziger Kulturbürgermeister ist? Michael Faber wurde von diesen Fragen quasi seines Amtes enthoben und kalt gestellt. er darf die ehrenrührige Aufgabe übernehmen, ein höherer Kulturamtsleiter zu sein und den Jazztagen, der Bandcommunity und anderen Akteuren Geld zu versprechen. Er darf auch die Aufsicht über den seit 2012 versprochenen Masterplan für den Verbleib des Naturkundemuseums leiten. Auf dieser Baustelle tut sich kaum etwas. Im anbrechenden Jahr 2014 könnte sich neben dieser Rangeliege wieder die Diskussion darüber entbrennen, ob und überhaupt die Verwaltung bereit ist, die Verwaltungen dreier Bühnen, die der Oper, der Musikalischen Komödie und des Schauspiels, zusammen zu legen, oder sogar einer Superintendanz zu unterstellen. Es wird über eine Kulturförderabgabe diskutiert, und es wird gefragt, ob der alte Bowlingtreff für die bürgerlichen Sammlungen des Naturkundemuseums dienen soll. Der Traum vom Auszug

aus dem geschichtsträchtigen Kasten im klassizistischen Stil am Goedelerring scheint bis 2020 ausgeträumt. Lange schlummerte der Kasten im Dornröschenschlaf. Wehe aber dem, der in den Betonklotz am Leuschnerplatz ziehen und dort die Sammlungen präsentieren muss.

Furcht oder Courage? Zuerst sprang ein Bewerber für die Leitung des Museums ab. Dann ist der Erhalt der alten Sammlungen im Bowlingtreff nicht sichtbar, der bald zwischen Neuer Probsteikirche, Markthallenbebauung und Flickenteppich-Einheitsdenkmal eingequetscht sein wird. Ein neues Konzept fehlt, raunt die Leipziger FDP-Fraktion im Stadtrat. Wie es aber aussehen soll, weiß keiner. Auch nicht im Kulturamt, schon gar nicht im Kulturdezernat, dessen Chef Michael Faber sich über solche knifflige Fragen windet als würde sein Chef Burkhard Jung den Fuß in Fabers Nacken drücken. Warum Geld für ein Projekt ausgeben, wenn man Kindergärten bauen kann?

Besser sieht es für den Erhalt der Musikalischen Komödie aus. Das Gebäude wirbelte seit Jahren immer wieder Staub im Leipziger Westen auf. Das Kürzungsszenario scheint abgewendet. Im März wird der Ratsversammlung eine Vorlage zur Abstimmung vorgesetzt, die die jährlichen Sanierungskosten in Höhe von 600.000 Euro sichern soll. Das Geld wurde bereits in den Wirtschaftsplan der Oper gestellt. Zuschauerzuwächse in den kommunalen Eigenbetrieben, wie die Theaterhäuser wenig

rühmlich im Fachjargon der Verwaltung genannt werden, müssen reichen, dass ein Oberbürgermeister sich zurücklehnt und nicht imstande ist, gerade in Fragen der Verschränkung zwischen Freier Szene und Kommunalkultur neue Akzente zu setzen. Die Leipziger FDP-Fraktion im Stadtrat schlägt die Verlegung der „MuKo“-Spielstätte in die Oper vor, verwaltungstechnisch ohnehin miteinander verbunden, und will bis 2016/17 den jetzigen Sitz der „MuKo“ in der Dreilindenstraße für die Freie Szene freigeben, wo LOFFT, Neues Schauspiel, Cammerspiele und kleinere Akteure der Leipziger Theaterszene einziehen können. Stattdessen die Rückenlehne der verlässlichen Hausnummer Gewandhaus. Ein Haus mit Ausstrahlung und internationalem Rang. Nach Jungs Ranking für die Leipziger Kultur kommt der Thomanerchor, der als Weltkulturerbe aufgenommen werden soll. Mit der Oper kann Leipzig sogar einen Pfifferling gewinnen und Ansehen zulegen. Dicht gefolgt von dem ausstrahlungskräftigen Schauspiel in der Bosestraße. Dass dort kein Platz für Visionäre ist, zeigt der Weggang von ex-Intendant Sebastian Hartmann. Der Feuilleton ist wenig begeistert. Das Publikum umso mehr. Intendant Enrico Lübke scheint aus der Sicht des Leipziger Oberbürgermeisters die richtige Wahl gewesen sein. Theater der Jungen Welt? Läuft! Am Lindenauer Markt zeigt seit Jahren ein Intendant wie ein Theaterhaus wagemutig andere Wege geht und mit der Freien Szene kooperiert.

„...Jedoch ist die Frage, ob die Leipziger dies auch leben, ob Kultur im Leben der Bürger wirklich eine zentrale Rolle spielt. Leider zeigen die Besucherzahlen der Eigenbetriebe da ein ganz anderes Bild“, sagte nato-Geschäftsführer Falk Elstermann im März 2012. Diese Zahlen sollen sich angeblich nach oben bewegt haben. Alles beim Alten. Alles soll so bleiben wie es ist, wird aus dem Kulturfachausschuss OBM Jung zitiert. „Wer gefällt, hat schon verloren“, meinte damals TdJW-Chef Jürgen Zielinski. Blickte er unverhohlen auf die Parade der Eitelkeiten rund um das Schauspiel um das „Schauspiel“ in der Bosestraße, oder auf die Theaterstandortschließungen im Osten der Bundesrepublik? Leipzig blieb die großen Kürzungen erspart, trotz Wegfalls von Geldern durch die Kulturraumnovelle Sachsens. Wie es scheint, werden Kürzungen nicht erfolgen, ebenso wenig eine Strukturdebatte für die Theater, noch eine Finanzierungsdiskussion darüber, dass sämtliche Kulturschaffenden in Leipzig aus einem einzigen Fördertopf, oder noch besser, aus ganz vielen gespeist werden. Dafür fehlt aber im föderalistischen Deutschland die Innovation wie sie beispielsweise in Frankreich vorhanden ist. Dort wird Kultur zentralistisch verwaltet, regional angepasst. Jeder, Kommunen wie freie Künstler müssen um dieselben Fördermittel konkurrieren. Das bessere Konzept gewinnt.

„Wenn wir ... über Kultur sprechen, muss uns immer wieder bewusst sein, dass Kultur zur Seele unserer Stadt ge-

hört“, sagte Leipzigs OB Jung noch beim Bürgerforum im Herbst 2011. Diesem Leitspruch scheint der „princeps civitatis lipsiensis“ treu geblieben sein, wenn auch politisch wenig innovatives passiert. Eine viel gewünschte Superintendanz wird Leipzig wohl nicht bekommen, eine rundum erneuerte Fachförderrichtlinie für die Freie Szene zeichnet sich nach Jahren der Diskussion sachte ab, wie die Initiative „LeipzigplusKultur“ im Februar 2014 mitteilte. Das Spiel ist der Leipziger gewöhnt. An Geduld und Spucke geizt er nicht. Wenn er auch von der Hand in den Mund leben muss.

Die Einsparpotenziale für die Leipziger Kultureigenbetriebe sind bereits erschöpft, wenn auch mit der Verlegung der Musikalischen Komödie in die Oper und die Schaffung eines Theaterhauses im Leipziger Westen neue Konzentrationpunkte schaffen würde. „Geben wir den Häusern Zeit“, meinte Jung noch im Februar im Leipziger Stadtrat. So lange soll alles so bleiben wie es ist. Götterdämmerung? Wahrscheinlich ist alles. Im Dornröschenschlaf befindet Leipzigs Kultur sich nicht.

Gut‘ Ding will nur Weile haben. Erst mit der Intendantenfrage in den kommenden Jahren können auch Strukturfragen gestellt werden.

Bis dahin will die Leipziger Verwaltung sich der Verzahnung der Freien Szene mit den Kulturbetrieben widmen, auch mit der Kontinuität der Theater.

Wiederentdeckung

Der Dresdner Künstler Lutz Fleischer

Der Mann mit Schlapphut und roter Nickelbrille schaut zur Decke des mit Neonröhren ausgestatteten Raums. Die grellen Lampen leuchten jeden Winkel aus. Die Galeristin unterhält sich mit ihm. Der Typ mit ergrautem Dreitagebart und dem Fellmantel ist der Dresdner Künstler Lutz Fleischer. Seit 25 Jahren stellt er wieder in Leipzig aus. Eine Wiederentdeckung. (Von Daniel Thalheim)

„Er gehörte zu DDR-Zeiten zu den Nonkonformisten, ist heute noch ein bunter Hund...“, steht auf der Einladungskarte geschrieben. Lutz Fleischer kennt in Leipzig nicht jeder. Aber in die Galerie kommende Gäste wie Constanze Zorn und Gunter Böttger begrüßen den Mann mit Schlapphut wie alte Freunde. Fleischer genießt. Während die Galeristin der Galerie Artae ihre Einführungsrede hält, zuckt ab und zu ein Lächeln über sein Gesicht. Vor allem, dass der Künstler der Messestadt an der Pleiße so lange abstinent war und dass in den achtziger Jahren in der Moritzbastei noch echte Kunst ausgestellt wurde. Fleischer lächelt zufrieden und nickt wohlwollend. Natürlich gibt es in der Menckestraße nahe der Gosenschenke „Ohne Bedenken“ wieder „echte Kunst“ zu sehen, schwebt als Gedanke im Raum.

Dass Dresdner Künstler aus ihrem Tal nicht kommen, schwadroniert später unter den „Jagddevotionalien“ des 1956 in der Elbemetropole geborenen Grafikers und Objektkünstlers ein Gast. Er mag mit seiner Behauptung recht nahe bei der Tatsache zu liegen, dass Lutz Fleischer in den letzten Jahren in Dresden und Umgebung ausgestellt hat. Deswegen sei die lange Zeitspanne zu erklären, dass Fleischer nicht nach Leipzig kam. Der Theo-Richter-Preisträger der Sächsischen Akademie der Künste erinnert sich lieber an die Zeit, als in der DDR in ihrer letzten Phase künstlerisch doch mehr ging als heutzutage. Der gelernte Offsetretuscheur besuchte in den Siebziger Jahren die Abendschule an der Hochschule für Bildende Künste Dresden, blieb auch danach der Kunst auf den Fersen. Erst 1981 gab er sich ganz seiner Muse hin. 1983 gründete er gemeinsam mit Petra Kasten und Andreas Hegewald den Leitwolfverlag, wie es von Petra Kasten in einem 2007 veröffentlichten Interview hieß, scheinbar aus Langeweile und Geselligkeit. Im Kern ging es den Künstlern darum, abseits des verstaatlichten Kunstbetriebs, ihre Arbeiten zu dokumentieren. 1996 folgte der Schlüsselbundverlag. Verlage, die sich auf wertvoll editierte Kunstbände spezialisierten.



Lutz Fleischer in Leipzig - Eine Wiederentdeckung (Foto: Galerie ARTAE)

Fleischer verstand sich auch im Schreiben von Artikeln, veröffentlichte Beiträge in diversen Kunstzeitschriften. Nach der „Wende“ hob er gemeinsam mit Sigrid Walther und Thomas Haude die Galerie „Blaue Fabrik“ aus der Taufe.

Siebdruck war schon für die Bücher des „Leitwolfverlags“ die maßgebliche Technik. Fleischer entwickelt sie seitdem weiter, ergänzt in seinen neuen Arbeiten weitere Druck- und Kopiertechnik, die er während der Ausstellungseröffnung in der Menckestraße an diesem kalten Abend bei Bier und Wein als „kompliziert“ bezeichnet und „selbst nicht so richtig versteht“. Bei so vielen Arbeitsschritten kann der rote Faden im Arbeitsvorgang



Foto: Galerie Artae

liegen bleiben. Seine Druckcollagen, wie er seine Arbeiten auf Papier bezeichnet, beschreibt Galeristin Sabine Aichele-Elser als ironische Blicke auf unsere standardisierte Welt. Die kleine Werkschau versammelt ausgesuchte Arbeiten der letzten Jahre, die bis zu anderthalb Dekaden zurückreichen. Seine Lust mit Wimperntierchen und zoologischen Fragmenten zu blinzeln macht ihm selbst Freude, wie er bei der Vernissage sagt. „Meine Mutter hat mich vor vielen Jahren mal gefragt, ob es überhaupt et-

was gäbe, was ich ernst nähme – Nun ja, den Spaß“, sagt er. Grit Mocci schrieb vor einigen Jahren: „Um seiner Kunst einen Namen zu geben und sich vom oft zitierten Dadaismus abzusetzen, prägte der Künstler den Begriff „Banalismus“. Ziel des Ganzen. Den Unsinn gesellschaftsfähig zu machen.“ Während die

Dadaisten, neue Techniken entwickelten, um eine neue Avantgarde zu schaffen, alte Kunst in Frage stellten, grenzt Fleischer sich von künstlerischem Elitedenken ab. Sein Blick auf die Gesellschaft, ihren Menschen und den von ihnen geschaffenen Vorgängen und Ereignissen ist ein humoristischer.

Fleischer sorgt für Hingucker. Ein As-

pekt seiner Arbeit verbindet ihn mit der Kunstbewegung des „Fluxus“. Aktion und Fragestellung. Hervorhebenswert sein schwarzer Anstrich der Villa Marie, einem Dresdner Künstlertreffpunkt am einstigen „Blauen Wunder“. Eine Performance, die als „Pechmarie“ in die Kunstgeschichte einging, denn Fleischer beließ seine 1990 unternommene Aktion nicht bei einem schwarzen Anstrich aus Teer, er hob einen mittelalterlichen Brauch auf und federte die „Villa Marie“ als wäre der Künstlertreff eine Ausgesto-

ßene der Gesellschaft. Auch nicht so banal erscheint im Rückblick seine „Verbrennung der Hakenkreuzfahne“ im Dezember 1998 in der Nähe der Albertbrücke, ebenso seine „Schuhputzperformance“ oder auch „Performance mit Hut und 3 Augen“. So beiläufig erscheinen auch nicht seine Objekte und Papierarbeiten.

Wenngleich seine aktuelle Ausstellung in Leipzig „Zweck Wert Werbung“ heißt, so könnte sie auch den Namen „Und ewig zwinkert die Gesellschaftskritik“ lauten, oder „Das dreckige Dutzend“. Nicht weil Fleischer mit Wildwest-Manier hantiert, sondern die Menschen aufs Korn nimmt. Humor lautet die Devise! Fleischers künstlerische Flinte ist auf

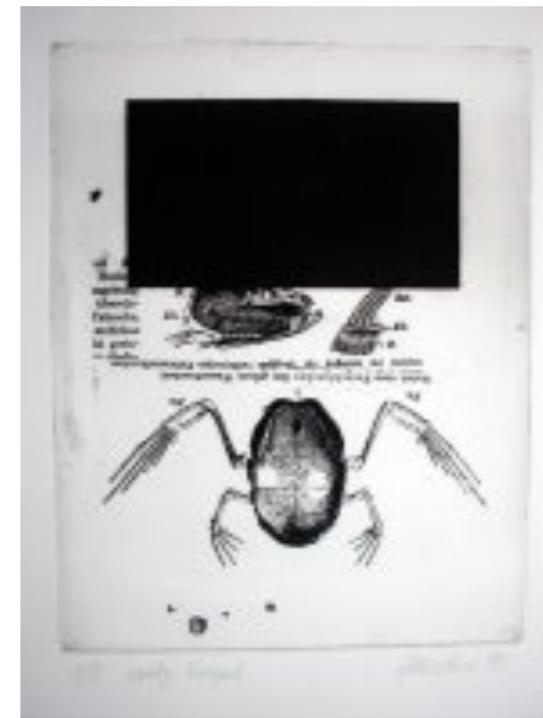


Foto: Galerie Artae

diejenigen gerichtet, die sich selbst zu wichtig nehmen. Sein Auge wurde in der DDR geschliffen. Er greift scheinbar banale Alltagsgegenstände und -nachrichten auf, chiffriert sie und setzt sie uns als vertraut erscheinende Objekte vor. Das Warum?

Der Mensch betreibt dieser Tage ein Halali auf die technisierte Welt aus Marketingträumen, verheißt die freie Welt aus Internet und Lifestyle und merkt nicht, wie er sich im Datengehedder und Datensammelwut selbst in die Ketten

der Sklaverei begibt. Der Dresdner verneint all das. Keine Internetpräsenz verweist auf ihn, eine E-Mail-Adresse besitzt er auch nicht.

Für die Galerie Artae ist der Dresdner eine Wiederentdeckung, für die Kunstwelt ist seine leise Revolution auf Papier eine Bereicherung, ein Statement eines freien Menschen, der der Verheißung des Internets, dem insektenhaften Gestammel der Werbestrategen eine Abfuhr erteilt, indem er mit seinen Werk zu sagen scheint: „Mit mir nicht!“.

Straßenliterat Michael Schweißinger

Von „Darkest Leipzig“ direkt in die „Grüne Hölle“



Idealist, Romantiker, Melancholiker - Michael Schweißinger (Foto: Periplaneta Verlag)

Wenn es einen deutschen Autor gibt, der seine Umgebung mit Worten fotografiert, dann ist es Michael Schweißinger. Sein Begriff von Heimat, dehnt sich nicht nur auf kulinarische Köstlichkeiten aus, auf regionale Gepflogenheiten oder dem Spleen eines Eingeborenen. Heimat bedeutet für ihn Sprache, Literatur und Brötchen. In Leipzig machte der 1977 geborene Lebenskünstler einen Namen als Schriftsteller, der, ohne die Nase zu rümpfen, in seinem Zweitling „In Darkest Leipzig“ die sozialen Umstände der Lindenauer Bevölkerung aufs Korn nimmt. In den Tagen der Aufwertung der „Aufwertung“ zweier so verachteter Industriestadtteile mit den Namen Plagwitz und Lindenau, einst die Kerne der Industrialisierung Leipzigs im 19. Jahrhunderts, wanderte Schweißinger aus. Erst in den Nahen Osten, dann nach Irland. Dort schrieb er den Stoff aus denen „Roadmovies“ gemacht werden - „Vaterland ist abgebrannt“. In Bukarest schreibt er an seinem neuen Buch. „Artefakte“ setzte sich mit dem Literaten in den Chatroom und plauderte über die „Grüne Hölle“, Brötchenbacken und Horst Seehofer. (Von Daniel Thalheim)

Herr Schweißinger, „Vaterland ist abgebrannt“ klingt nach einem resignierendem Resümee eines Mannes, der heimatlos war, ist und auch bleiben wird. Was bedeutet für Sie Heimat?

Nun, Heimat ist ein schwieriger Begriff, weil er wie viele großen Worte seine nationale Geschichte hat, und das ist ja nicht immer eine ruhmreiche Geschichte, auch wenn sie so verkauft wurde. Ich selbst habe Heimat niemals territorial gesehen, sondern für mich war und ist zum Beispiel die deutsche Sprache immer mit Heimat verbunden.

Wenn ich in einem Antiquariat hier in Bukarest auf ein deutsches Buch stoße, dann sehe ich es mir an und denke über seine Geschichte nach.

Wenn ich selbst eine Geschichte schreibe, und ich bin in den Worten, dann gibt mir das ein Gefühl, was ich als Heimat bezeichnen würde. So ist mir die Sprache die größte Identität, aber resignierend ist das nicht, die Sprache ist mit das Schönste was Deutschland zu bieten hat.

Nach Ihren Betrachtungen über "Darkest Leipzig" ein sehr bewegter Stoff. Und vor allem auch ein inneres Auge öffnet sich einem, wenn man den Gedanken der

Hauptfigur folgt. Ändert Reisen einen Menschen?

Ja, in jedem Fall, es öffnet einen, macht einen sensibler für die Welt. In eben diesen Zeiten sollte ein jeder reisen, um für sich selbst den verbohrtens Unsinn zu entkräften, der von vielen Seiten an die Menschen herangetragen wird. Ich habe das in Irland gemerkt und auch hier in Rumänien, das von vielen ja als primitiv angesehen wird. Das Gegenteil ist der Fall, ich bewundere die Menschen, die ihre Würde nicht verlieren, obwohl das Leben hart ist und die Löhne ein Witz, obwohl die Lebenshaltungskosten

Sprache ist mit das Schönste was Deutschland zu bieten hat.

deutsches Niveau erreicht haben. Ich habe keinen getroffen, der auf Deutschland schimpft oder die Nase rümpft und ich schäme mich in die-

sen Momenten für die populistischen Aussagen von Seehofer und Co. Deutschland profitiert unglaublich von den Fachkräften im medizinischen Bereich und macht ein großes Fass über Armutsmigration auf. Wenn man profitiert verpflichtet das einen auch, so zumindest meine Meinung.

Mit Irland haben Sie aber 2012/13 den ultimativen Rückzugsort für Aussteiger aufgesucht. Was war an den Menschen dort faszinierend? Landschaftlich haben Sie die Insel als grüne Hölle bezeichnet...

Sagen wir es so, Irland kam zur richtigen Zeit. Ich hatte zwei schmerzhafteste Todesfälle zu verarbeiten und war in der Doppelbelastung von Verlag- und Erwerbsarbeit eingespannt, da ging irgendwann nichts mehr und ich musste einfach raus. Das ist natürlich heftig, wenn man von Vollspeer abrupt herunterfährt und steht plötzlich in der irischen Einsamkeit. Die "grüne Hölle" war eine Empfindung, eine sehr intensive Erfahrung, die ich ebenso wenig verschweigen wollte, wie das Gegenteil, nämlich, dass die Landschaften wunderbar waren. Das sind Färbungen und sie sagen mehr über die Stimmung des Schreibers, sind also emotionale Landschaftsbilder. Spiegelungen. Und ja ich glaube das größte Geschenk war es wirklich, dass mir Irland diese vielen Spiegel vor Augen gehalten hatte. Wer sind wir wirklich? Diese Frage lässt sich in einer Metropole besser verdrängen, als in der Verlorenheit einer Landschaft. So kommt man sich Schicht für Schicht näher und das war ebenfalls ein wunderbares Geschenk, dass ich in diesen Stimmungen immer auf Menschen getroffen bin, die mir auf irgendeine Weise einen Zugang dazu verschafft haben. Sei es durch ihre Musik oder durch ein tiefsinniges Gespräch.

Als Sie nach Deutschland kamen, um Ihre Lesungen durchzuführen, wie hat sich der Kontrast angefühlt - kommt es vor, dass Menschen Irland idealisieren, oder generell die Ferne?

Ich denke die Ferne hat durch die Unbestimmbarkeit immer eine größere Projektionsfläche von daher ist es ja nicht schlimm, wenn man Dinge idealisiert, man darf nur nicht glauben, dass man sie in der Wirklichkeit dann eins zu eins wieder findet. Die Gründe warum Menschen die Ferne aufsuchen sind mannigfaltig. Ich kann da nur für mich sprechen und ich glaube, dass Erfahrungen, ob negativ oder positiv absolut gleichwertig sind, von daher habe ich keine Ziele, die ich erreichen muss. Das ist wie ein Fahren ohne Landkarte. Alles ist Welt und alles ist auf eine berauschte Weise schön. Ich genieße den Anblick auf eine marode Plattenbausiedlung in ihrem postmodernen Setting ebenso wie den Anblick einer Schlucht in den Karpaten oder wie die westirischen Klippen. Die Vielfalt der Eindrücke ist das Faszinierende und da ist die Welt ein großer Weihnachtsmann, der eifrig Geschenke verteilt. Und um ihre Frage mit dem Kontrast zu beantworten, der war heftig. Als ich das erste Mal nach einem Jahr wieder auf der Bühne stand, dachte ich mir: Was mach ich hier eigentlich? Hab ich wirklich etwas zu sagen oder stehle ich den Menschen nur ihre Zeit?

Ihr Resümee zur letztjährigen Lesetour?

Es war wunderbar. Das Publikum hat mich getragen und es waren tolle Momente bei der Tour, gerade eben auch, weil "Vaterland ist abgebrannt" zu



Michael Schweßinger ist nach seiner Herbsttour zur Buchmesse wieder in Leipzig (Foto: citizenXphotography)

großen Teilen in Irland ohne den Crosscheck von Live-Auftritten entstanden ist und ich nicht wusste, ob sich diese Stimmungslandschaften transportieren lassen. Aber das taten sie und das tut natürlich unglaublich gut.

Leipzig kommt immer wieder zu Wort. Mir scheint, dass Sie mit der PaperOne und "In Darkest Leipzig" Kapitel zugeschlagen haben... War Irland die Befreiung für das, was noch für Sie kommt? Jetzt leben Sie in Bukarest. Wahrscheinlich wissen Sie nicht, wohin es Sie als nächstes verschlägt. Verfolgen Sie einen Plan, oder nehmen das Leben so wie es kommt...?

„Zugeschlagen“ würde ich nicht sagen, aber es gibt eben auch neben Leipzig einige schöne Orte in der Welt. Zur Buchmesse erscheinen ja die beiden Lindenaubücher zusammen mit den Stadtapokalypsen wieder in Neuauflage bei periplaneta/subkultur. Ich freue mich darüber, weil ich damit sehr viele Erinnerungen verbinde. Was die Zukunft bringt weiß ich nicht, wir werden sehen. Momentan bin ich damit beschäftigt die erste deutsche Bäckerei hier in Bukarest mit aufzubauen, das ist eine spannende Aufgabe und so sind die Pferde erstmal ungesattelt im Stall, aber weiß der Himmel. Es gibt so viele Länder ohne deutsche Bäckereien. Deutsche Backkunst scheint mir doch ein vernünftigerer Export zu sein als deutsche Waffen.

Brötchen statt Böller? Wäre doch mal ein schlagfertiges Argument. Im Film "Cyrano De Bergerac" haben wir den Konditormeister gesehen, der seine Lyrik-Freunde mit Kuchen fütterte...

Ja, tat er das. Ich habe den Film leider nicht gesehen, aber mir kam ähnliches in den Sinn, als wir hier eine alte Bankfiliale auswählten, um sie zur Bäckerei umzubauen. Für mich ein symbolischer Akt.

Das Handwerk, da kleinstrukturiert, ist viel krisenunanfälliger. Man kann nämlich erschaffen ohne jemanden anderen dabei zu zerstören.

Dazu muss man nur das gewinnmaximierte Denken einstellen und da sehe mit

Blick auf das große Parkett schwarz. All-

erdings ändert das nix daran, dass man es nicht immer wieder versuchen sollte. Der Sinn der Revolte liegt nicht im Ziel, sondern hat ihren Höhepunkt im Protest.

Aus der Schweiz kamen die Ideen zur Schaffung von Regionalwährungen, woraus hiesige Volkswirtschaftler ein Couponsystem gemacht haben. Steckt der Fehler nicht tiefer im System? Mit dem Verschwinden von ein paar Banken ist es nicht getan...

Ich glaube nicht, dass Banken an sich schlecht sind. Jeder hat ein Konto und

Regionalwährung ist in einer globalisierten Welt ein Blödsinn. Das geht vielleicht solange man Eier und Milch tauscht. Aber wir leben ja nicht wie die Amish, also ich genieße es schon auch an offenen Handelssystemen teil zu haben, mir hin und wieder Musik zuzulegen, die nicht aus dem selben Dorf stammt. Es geht um die Häufung von Macht. Macht will mehr Macht, darin liegt das Problem, dass die Politik und die Gesellschaft sich einkaufen hat lassen. Solange wir die Börsennachrichten wichtiger finden, als alles andere, wird sich daran auch nichts ändern. Wir sollten eher einen Index für Fairness erstellen,

als einen Index für Gewinnmaximierung und das nicht nur in den Nachrichten, die ja nur ein Spiegelbild der Stimmung sind, sondern

in unserem Verhalten. Also sollten wir uns einfach fragen, ob der billigste Preis wirklich so entscheidend ist. In dieser Sache ist Deutschland allerdings ein Entwicklungsland.

Und in Rumänien?

Wie man es betrachtet. Viele Politiker sind unglaublich korrupt und da werden Ländereien von Bauern gegen ihren Willen an Chevron verschachert, um Fracking im Erdbengebiete zu betreiben wie in Pungesti. Das ist hochgradig kriminell und gefährlich. Die Proteste der Bewohner werden übrigens sehr ge-

walttätig niedergeschlagen, was ja innerhalb der EU mittlerweile „common sense“ ist, auch wenn man das in der Ukraine anders sieht. Da könnte man verzweifeln. Dann trifft man wieder auf einfache Menschen, die einen in Rührung versetzen. Eine Bekannte berichtete mir, dass sie trumpte und von zwei Gypsies mitgenommen wurde. Auf die Frage warum sie trumpte, sagte sie, um Geld zu sparen. Das verstanden die Beiden und gaben ihr am Ende noch Geld, weil sie der Meinung waren, man müsse Menschen helfen, damit ihre Wünsche in Erfüllung gehen. Gestern erlebte ich einen Handwerker, der an der Ampel aus seinem Wagen stieg um einer alten Frau am Straßenrand einige Scheine zuzustecken und dann wieder weiterfuhr. Das liegt hier oft recht nah beisammen.

Wir sind auf jeden Fall gespannt, wenn alle diese Eindrücke druckfrisch aus der Presse kommen.

Ja, das wird noch dauern, aber erste Eindrücke gibt es bei den Lesungen zur Buchmesse.

Bei Weißwurst und ungespundenes fränkisches Bier. Also doch irgendwie Heimatgefühle...?

Na ja, Weißwurst ist ja eher so eine bayrische Sache, die eigentlich nichts mit Bamberger Bier zu tun hat. Da werden Franken und Bayern in einen Weißwursttopf geworfen, was normalerweise

eigentlich gar nicht geht. Drei im Wegla wäre da besser, aber wir wollen mal nicht so kritisch sein und ich freue mich sehr auf den literarischen Frühschoppen in der Galeria Artae.

Vielen Dank für das Gespräch, Herr Schweßinger.

Danke auch von meiner Seite. Mulțumesc mult, wie man hier sagt.



„Vaterland ist abgebrannt“ erschien 2013 beim „Periplaneta Verlag“ und beschreibt anhand eines literarischen Roadmovies mit der Eleganz im Stil eines Hunter S. Thompson und dem Blick von Theodor Fontane die innere Zerrissenheit des Protagonisten in der Fremde.

Buch, Softcover 122 S., 19 x 13,5 cm, print ISBN: 978-3-943412-13-0, epub ISBN: 978-3-943412-62-8, Edition Subkultur, GLP: 11,50 € (D)

Reine Ansichtssache

„viNzis“ Rauschbild-Gedächtnisse an Leipzig

Es gibt Menschen, die erschaffen nicht einfach Kunst. Sie nennen ihr Schaffen auch Arbeit. Der Leipziger Künstler „viNzi“ ist so ein Mensch. Ihm geht es nicht um die Kanailen, die in die Galerien gehen, um Kunst zu shoppen. Er will aufdecken und selbst entdecken, erinnern, dokumentieren. Sein neuestes Projekt titelt er als „Ansichtssache“. (Von Daniel Thalheim)

Sein Blick schweift über die Gebäudewände am „Fliederhof“. Der Wohnkomplex steht mitten in einem Gebiet, das von Bahngleisen des Hauptbahnhofs, der Schnellstraße zur Berliner Brücke, ein paar Brachflächen, Schrebergärten und dem Mariannenpark umschlossen wird. „Das wollt’ ich dir zeig’n“, sagt viNzi. Hier, in der in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts gebauten Wohnanlage hat er zusammen mit seinem Bruder Gunnar gewohnt. „Ist Wasserbiologe“, fügt er an, und schildert, dass er im Alter von sechzehn Jahren mit seinem Bruder eine Wohnung teilte. „Lang ist’s her, ... aber immerhin unsere erste Wohnung“, sagt er nachdenklich. „Aber nochmals hier wohnen, würde ich nie.“

Seine Ablehnung zum „Fliederhof“ ist nicht zu verdenken. Eigentlich idyllisch angelegt, sperrt die Wohnanlage jeden Lärm von der Schnellstraße aus. Aber nirgends findet sich hier ein Charakter eines Kiezes. Hinter den Höfen kann man entlang der Pleiße schlendern. Hier war viNzi sehr oft, hat in der struppeligen Kulisse aus Weiden, Hagebuttenbüschen und Uferböschungen erste

Fotos von Musikbands aus Leipzig angefertigt.

„Hier stand die ehemalige Baumwollkämmerei, sagt viNzi als er vor einer großen Brache steht. Dann holt er aus seinem Rucksack eines seiner Bilder heraus. Es zeigt die Aussicht eines Treppfensters mit Blick auf ein oder zwei Schrebergarten-Lauben. Er zieht ein weiteres Bild aus dem Rucksack. Hallenblick, offene Türen und einfallendes Licht. „Das steht alles nicht mehr“, sagt der Endzwanziger. „Als ich vor über zehn Jahren wieder nach Leipzig kam, war das alles noch so faszinierend. Was man daraus hätte alles machen können... Eigentlich ist die Wohnanlage auch sehr schön, aber völlig von Leipzig abgeschnitten. Als ob die Stadt sehr weit weg wäre. Aber eigentlich ist sie das nicht.“ Wir gehen zurück. Er entdeckt die Lauben, die das Foto im Hintergrund unscharf abgebildet zeigt. Auf der Berliner Brücke, die an dem einstigen, nun nicht mehr existenten Berliner Bahnhof, vorbeiführte, staut sich der Feierabendverkehr. Die Sonne versinkt in einem von ihr

angestrahlten Inferno aus in pinkrotem Licht getauchten, vom Wind zerzausten Regenwolken. Mit einem Kabelbinder bringt der Künstler drei seiner Bilder, die sich in weißen Bilderrahmen befinden, an das Geländer der Brücke. Warum er nicht an etwas schriftliches gedacht hätte, das die Aktion erklärt, will ich von ihm wissen.

„Och“, meint er, „da-

rum geht es mir nicht zu sehr. Eher um einen Impuls, der durch meine Dokumente entsteht. Außerdem habe ich auf der Rückseite meiner Werke meine Kontaktdaten angegeben, wo die Leute Projektinfos und alle Bilder dazu finden, oder mich fragen können, was ich mit der Aktion bezwecke.“

„Kommst du an die Orte zurück, an denen du deine Bilder ausstellst“, frage ich ihn. „Och, eigentlich nicht“, meint viNzi daraufhin. „Ich muss nicht unbedingt wissen was mit jedem einzelnen Werk geschieht. Jedoch wäre es auch toll wenn sich Leute melden, Fragen haben, Feedback geben, oder etwas damit anfangen können.“ Aus viNzis Sicht verändert Leipzig gerade radikal sein Gesicht. Neue Bauten entstehen, der City-Tunnel ist fertig, Hochhäuser schießen bald

in die Höhe. Auf der anderen Seite finden alternative Ideen kaum noch Anklang in einer Stadt, deren Verwaltung sich darauf trimmt, bald wieder die 750.000-Einwohner-Marke zu knacken,

vielleicht auch in ein paar Jahrzehnten die Millionenstadt-Marke zu erreichen. Da sind Orte wie die Wohnanlage am Fliederhof bald nur noch ver-



viNzi erinnert an zerstörte Orte und unentwickelte Potenziale (Foto: LK)

wehte Erinnerungen. So wie die alte Brühlanlage mit seinem Kaufhaus, welches zusammen mit einem Wohnkomplex nach dem Zweiten Weltkrieg in den sechziger Jahren an der Stelle der heutigen „Brühlhöfe“ entstand. Um Raum für eine neue Shopping-Mall zu schaffen, wurde das einstige Pelzkaufhaus am Brühl fast vollständig abgerissen. Zeter und Feurio begleiteten den Abriss.

So war das schon beim Abriss der Kleinen Funkenburg, so wogt die Diskussion um den Rausschmiss des Naturkundemuseums aus dem klassizistischen Bau am Goerdelerring und dessen Umzug in den potthässlichen Bowlingtreff, wo in den neunziger Jahren eine noch viel schlimmere Diskothek eingezogen war.

Vom Bau des City-Tunnels ganz zu schweigen, oder dem Paulinum-Kompromiss aus eingefärbten Glas und grauem Beton am Augustusplatz, worüber sich die Provinzposse abspielt, welcher Zweck die Mittel heiligt - Kirche oder keine Kirche. Soll das die Gretchenfrage für Leipzig sein? Oder doch etwa die



„Mein stiller Protest“, sagt viNzi zu seiner Bilderaktion (Foto: Rauschbild)

vernachlässigte Stätteentwicklung, die sich lediglich auf Supermarktketten und kostenfreie Parkplätze beschränkt? Ich höre sie schon im Rathaus unken: „Gib dem Volk, was es braucht. Shopping, und einen Platz für ihre Karre, die den Mist nach Hause in die von Schwedenmöbeln verseuchte Wohnung bringt.“ Wir stehen vor den „Höfen am Brühl“, eine Einkaufsmeile aus Glas, Beton, Stahl und Rolltreppen. ViNzi heftet ein Bild an ein Straßenschild. Sein Foto zeigt den Zustand, den die Leipziger noch vor wenigen Jahren sehen konn-

ten: Bagger schaufeln den letzten Rest des Pelzkaufhauses beiseite, deren prismenartige Blechfassade schnell gesichert wurde, um sie später an den jetzigen Neubau anzubringen. Es ist ein Echo, das ich aus einem Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Leipzig vernehme, wo ein jetzt emeritierter Architekturgeschichte-Professor von einer Inkunabel der Moderne sprach, als er in seiner Vorlesung zur Architektursprache der DDR auf die Blechbüchse zu sprechen kam. Eine Floskel, die ein ehemaliger Denkmalschützer auch für Gegenwartsbauten wie das Allee-Center gern anwandte. Die ehemaligen, und im Krieg zerstörten, Pelzmessehöfe sind zu einer Einkaufspassage verkommen, wo der selbe Plunder verkauft wird, der auch in den Wiesen-Einkaufsmeilen und im Hauptbahnhof angeboten wird.

Nichts anderes ist für viNzi das Museum der Bildenden Künste. Mit Kunst wird sich in dem Klotz zwar beschäftigt, aber in die Tiefe gehen die Kunstschaauen kaum noch. Warum sich ein Museumsdirektor damit schmückt, eine Skizze eines italienischen Künstlers aufgekauft zu haben, sich gleichzeitig fragt, warum seine Magazine mit der Malerei voll sind, die von 1945 bis 1990 aus dem Umfeld der Hochschule für Grafik- und

der amerikanischen Frikadellenbude herstellen kann. Sein Schweinebild kann symbolisch als Kritik an die Nahrungsmittelindustrie verstanden werden. Ein zweites, ebenfalls mit rotem Wachs beträufeltes Bild, bringt er in der Nähe des Bulettenladens an der „Karli“ an. Konsumgeilheit prangert er an. Die Stadt und seine Menschen werden für den Mammon genauso geopfert wie die Schweine in seinen Bildern. Mit Menschen macht man das nur subtiler. Stelle ihnen zwei- bis dreimal im Jahr ein Riesenrad auf den Augustusplatz und

Buchkunst entstanden und aufgekauft wurden, scheint die mangelnde Empathie für die Zeitgeschichte der DDR und seiner in Leipzig ansässigen Künstler zu offenbaren. Stattdessen werden die bürgerlichen Sammlungen des 16. bis 19. Jahrhunderts wie eine Monstranz vor sich her getragen, die Geschichtsbessenheit auch nur auf diesen Zeitraum beschränkt, und auf mäßig talentierte Gegenwartskünstler, die in New York oder in Paris, sogar in Moskau um Anerkennung betteln müssten, sich aber rühmen, bei Neo Rauch „studiert“ zu haben.

Bei „Burger King“ am Markt angekommen, bindet viNzi ein weiteres Bild mit bunt eingefärbten Abbildungen an ein Straßenschild, welche Schweine hinter einem Maschendrahtgitter zeigen. Hipster mit Vollbärten und Jutebeuteln stolpern aus dem Fastfood-Geschäft. Was mit den Schweinen passiert, die in ihren Mägen rumpeln, wird jedem klar, der die Verbindung zwischen dem Bild und der amerikanischen Frikadellenbude herstellen kann. Sein Schweinebild kann symbolisch als Kritik an die Nahrungsmittelindustrie verstanden werden. Ein zweites, ebenfalls mit rotem Wachs beträufeltes Bild, bringt er in der Nähe des Bulettenladens an der „Karli“ an. Konsumgeilheit prangert er an. Die Stadt und seine Menschen werden für den Mammon genauso geopfert wie die Schweine in seinen Bildern. Mit Menschen macht man das nur subtiler. Stelle ihnen zwei- bis dreimal im Jahr ein Riesenrad auf den Augustusplatz und

der Zirkus wird einem schon abgenommen - egal ob es der Tanz um die eierlegende Wollmilchsau ist, die herrenlosen Grundstücke, Leipzigs Verschuldung, die Opferung der Soziokultur, die roten Zahlen, die der Flughafen Leipzig-Halle schreibt, das Opfern von alternativen Wohnprojekten zu Gunsten von Leipzigs Mietspekulanten, und und und. Irgendwann werden diese Geschichten zur Geschichte. Aber was bleibt sind Menschen wie viNzi, die Kunst nicht als Sekt-Event verstehen, sondern zum Denken anregen und Impulse setzen möchten.

Der Bildner hatte sich Gedanken um die Gestaltung des Wilhelm-Leuschner-Platzes gemacht. Kein Freiheitsdenkmal mit stummen Begängnis sollte es aus seiner Sicht sein, sondern eine „Garden Gallery“, wo jeder sich kreativ entfalten kann. Das ist viNzis stiller Protest gegen den Verlust unserer Erinnerungsorte, „Ich hab’ einfach Bock drauf!“, klingt sein trotziger Ruf in meinem Ohr.

„Raus aus den Galerien, aus den Museen, aus den Büros, ... auf die Straße, zu den Menschen!“

Neue Slowenische Kunst

Leipzig wird von einem virtuellen Staat temporär besetzt

Der Einmarsch beginnt im März. Die slowenische Avantgarde-Gruppe Laibach, zuletzt als Filmmusikkomponisten für die finnische SF-Satire „Iron Sky“ in Erscheinung getreten, veröffentlicht Anfang März ihr neuestes Album „Spectre“ und ist auf einer ausgedehnten Tournee unterwegs, um die neuen Stücke live zu präsentieren. Parallel dazu erscheint beim Mainzer Ventil-Verlag Alexei Monroes Standardwerk über Laibach und die von ihnen mitbegründete Künstlerbewegung NSK erstmals auf deutsch in einer gegenüber der englischen Originalausgabe von 2005 aktualisierten und erweiterten Auflage. In Leipzig blüht die erste NSK-Biennale. (Von Alexander Nym)

Die Vorhut: Laibach-Kunst

Von Sloweniens Unterdrückungsversuchen von offizieller Seite ausgesetzt, orientierte Laibach sich international und avancierte mit ihrer pompös aufgeladenen, kryptischen Mixtur aus totalitär anmutender Bildsprache, Kitsch und moderner Kunst wie auch mit ihren überaffirmativen Bearbeitungen banaler Rock- und Pop-Klassiker zum internationalen Phänomen: Pop meets Politik - Laibach demonstrierte mit eindrucksvoller Brachialität die unterschwelligen Verwandtschaften zwischen westlicher Unterhaltungskultur und faschistischer Mobilmachung. Durch ihre unbequeme Haltung gerieten die Köpfe von Laibach, die Popmusik als für Schafe und sich selbst als solche im Wolfspelz bezeichneten, nicht selten als Vermittler unbequemer Wahrheiten ins Kreuzfeuer der Kritik, riefen sogar Proteste her-

vor - wie etwa durch ihre Untermalung von Wilfried Minks' Inszenierung von Macbeth am Hamburger Schauspielhaus 1988, oder bei der Eröffnungszereemonie des europäischen Kulturmonats in Ljubljana 1997.

Nach der Sezession Sloweniens und der staatlichen Unabhängigkeit vom „Mutterschiff“ Jugoslawien überführte die Neue Slowenische Kunst ihre Bewegung in den virtuellen NSK-Staat in der Zeit: Ein Projekt, das die Idee des Staates als utopischen Ort der künstlerischen Auseinandersetzung vereinnahmt, um den real existierende Staaten, allen voran Slowenien selbst, zu warnen, welche Wirkungsdimensionen Ideologie, Propaganda und (Über-)Identifikation haben können, aber auch, welches utopische Potenzial dem Staatsgedanken nach wie vor innewohnt – und erst recht von

einer Epoche, die vom Nachlassen staatlicher Autonomie, Selbstregulierung und gesetzgeberischer Legitimation geprägt ist. Freihandelsabkommen, Lobbykratie und Heuschrecken-Kapitalismus zerstören Nationen, Kommunen und Gemeinschaften; der abstrakte internationalistische Ansatz eines alles von Zauberhand regelnden globalen Marktes ist außerstande, das Identifikationsbedürfnis des Menschen nach Zugehörigkeit zu regionalen Gemeinschaften aufzufangen. Dieser desolaten Vereinzelung setzt der NSK-Staat das Modell einer transnationalen Community entgegen, die ihre Legitimation nicht aus Zugehörigkeiten zu Ethnie, Religion oder Sprache schöpft, sondern aus einem gemeinsamen, aber höchst ausdifferenzierten Set kultureller Codes, Werkzeuge, Zeichensprachen und dem emphatisch-eklektischen Zugriff auf die geschichtlichen Traumata Europas und der Welt.

Monroe und die Inquisitionsmaschine

Laibachs bewegte Geschichte zeichnet Monroe in seinem umfangreichen und detaillierten Buch metikulös nach und ermöglicht so einen spannenden Einblick in die Machenschaften und Mechanismen der „Laibachkunst-Maschine“, der von außergewöhnlicher Tiefenschärfe ist, ohne dabei das Mysterium im Kern von Laibach und NSK zu entweihen. Die (kunst-)geschichtliche Relevanz der Projekte von Laibach und

NSK, inklusive des aus ihr hervorgegangenen NSK-Staates, erfahren eine kritische Analyse, die geeignet ist, so manche Verwirrung zu klären, die die weitgehend anonymen Künstler seit den 80er Jahren umgibt, und erläutert ihre anhaltende Sprengkraft über die Auflösung Jugoslawiens und des Ostblocks hinaus, die Laibach und NSK in den Anfangstagen befeuerten. Das Projekt einer fortgesetzten Analyse und Inszenierung der Kodependenz von Kunst/Musik und Ideologie gestaltet sich gerade in der Epoche des sich selbst auffressenden Neoliberalismus als notwendiges Echolot für den Verfallszustand einer Gesellschaft, die den Individualismus zur Religion erhoben hat mit der Folge, dass die kollektivistische Herangehens- und Arbeitsweise einer stur unabhängig arbeitenden Kolchose von Künstlern den Status des Exotischen erlangt: In einer Kultur, die die sinn- und grundlose Verehrung talentfreier Selbstbehaupter samt Ellenbogenmentalität und hemmungslosem Egoismus zelebriert, mutet das Bild einer sich den Mechanismen der Popkultur und ihrer bezahlten Würdigungen bewusst verweigernden Gruppe verdeckt arbeitender Guerilla-Künstler ebenso avantgardistisch wie archaisch an – eine Arbeitsweise, die in der NSK je nach Einsatzbereich und spezifischer Technik als Retrogarde oder monumentale Retroavantgarde bezeichnet wurde. Monroes Buch beschreibt den geschichtlichen, politischen und kulturellen Kontext, aus dem Laibach hervorgingen, sowie ihre künstlerischen Strategien

und Techniken, die ihnen alsbald den Ruf unverschämter, ja größtenwahnsinniger Provokateure einbrachten, sowohl im ehemals sozialistischen Jugoslawien, wo man sie anfangs für Nazipunks hielt, wie auch diesseits und jenseits des eisernen Vorhangs, wo sie sich den anrühenden Ruf von Hardcore-Stalinisten erwarben.

Leipzig als Knotenpunkt des NSK-Staates

Diese hochkomplexen, weit über die üblichen Wirkungskreise der Kunst hinausweisenden Zusammenhänge, Aktivitäten und Phänomene Laibachs und des NSK dokumentiert eine umfangreiche Schau in der „Werkschau“-Halle der Leipziger Baumwollspinnerei: Am 25. April 2014 eröffnet dort die dokumentarische Ausstellung „NSK: past – present – future“, die laut Untertitel die Entwicklung von der Gründung 1984 über die Gegenwart bis ins Jahr 2045 dokumentiert. Dieser Zeitraum illustriert den Geltungsanspruch des NSK-Staats über die Zeit. Für eine Phase von zwei Wochen wird die Ausstellung zu sehen sein, die neben der Erläuterung der NSK-Geschichte auch die erste internationale NSK-Folk-Art-Biennale präsentiert. Bürger und Bürgerinnen des NSK-Staats, die selbst als Künstler, Musiker, Kuratoren und Autoren tätig sind, haben ihre Werke einem in Leipzig ansässigen Kuratorium vorgelegt, das aus den



Die Vermischung totalitärer Symbole und Floskeln aus den diktatorischen Epochen des 20. Jahrhunderts, macht die Kunst der „NSK“-Gruppe umstritten. Angreifbar ist sie dadurch nicht. Aufgrund der nahezu übertriebenen Überhöhung von Formen und der Sprache, die futuristische und dadaistische Künstler zu Beginn des 20. Jahrhunderts schufen, persifliert die „Neue Slowenische Kunst“ jede Form des totalen Nationalstaats, aber auch weil dieser Staat nur auf dem Papier existiert und keine Ländergrenzen kennt. Dadurch ist die „NSK“ ein internationales, und auch künstlerisches Gebilde, in das auch Emigranten aus Krisen- und Kriegsgebieten mit Pässen einzureisen versuchten. Mit seinen temporär ausgerufenen Staaten können Kritiker zwar ein Festival für Freaks mit einem Faible für zackige Formen und Pseudo-Uniformen sehen, eine politische Unterstellung ist nicht möglich. Insofern könnte die „NSK“ auch ein Versuch darstellen, Menschen für die heutige, ebenso totalitär erscheinende, Werbe-Sprache zu sensibilisieren und zum Denken anzuregen. (DT)

Einsendungen Werke von über 40 kreativen NSK-Köpfen aus der ganzen Welt zeigt. Dazu ist für den 26. April ein Symposium angekündigt, das mit einem Podium von Spezialisten und Aktivisten des virtuellen Staates besetzt sein wird. Vorträge der NSK-Akademie, Filmvorführungen und eine am 24. April 2014 zu eröffnende Ausstellung der NSK-Malergruppe IRWIN im Kulturný Dom B31 ergänzen das Programm und machen aus dem, was auf den ersten Blick nach normalen Ausstellungen anmutet, eine geradezu imperialistische Besetzung Leipzigs. Ausgerichtet werden diese Veranstaltungen von der ortsansässigen Gruppe „NSK Staat Lipsk“, die sich im Nachgang des ersten NSK-Bürgerkongresses, der im Oktober 2010 im Haus der Kulturen der Welt in Berlin stattfand, gründete und weltweit zu den aktivsten NSK-Praktikern zählt. Weitere Initiativen existieren in New York, London, Manchester, Nürnberg und anderswo. Das NSK-Netzwerk, ob als globaler Staat oder als Manifestationen der Gründergruppen - vornehmlich IRWIN-Ausstellungen und Aktionen sowie Konzerte von Laibach, die im Begriff sind, eine eigene internationale Partei zu gründen -, greift aktiv ins Zeitgeschehen ein, um akute gesellschaftliche Probleme zu thematisieren und vor dem Hintergrund einer ganzheitlichen Geschichtsanschauung einer ästhetisch-politischen Analyse zu unterziehen. In den – naturgemäß oftmals beunruhigenden – Diagnosen, Prognosen und Kommentaren der NSK-Kunst findet sich jedoch auch stets das

Gespenst (engl.: „spectre“) des Utopischen wieder, sowohl als ideologischer Impetus wie auch als Warnung vor dem, was geschehen kann, wenn die Utopie korrumpiert wird. Der NSK-Staat bringt damit nicht nur das Utopische in Kunst und Politik zurück, sondern erzeugt auch einen Gedankenraum, in dem Konzepte des Utopischen auf Ideen von Staatlichkeit treffen und sich einer gegenseitigen Überprüfung unterziehen.

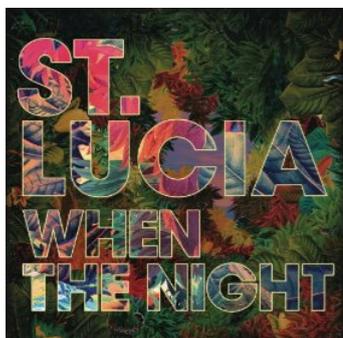
Zum 30jährigen Geburtstag der Bewegung präsentiert sie in Leipzig ihre zahlreichen Facetten und Gesichter. Der Schutzschirm der Anonymität, der das stetig wachsende Gesamtkunstwerk und seine kollektiv agierenden Protagonisten umgibt, verleiht der Struktur eine Flexibilität, die das Fortdauern ihrer auf Ideen anstatt auf Individuen beruhenden Existenz ermöglicht.

Verglichen mit der Lebensdauer anderer aus der Kunstgeschichte bekannten avantgardistischen Gruppen, kann der NSK-Staat auf eine außerordentlich lange Wirkungsgeschichte zurückblicken, und angesichts der Verschärfung der globalen Krisen in Umwelt, Finanzwirtschaft und Konzernpolitik muss damit gerechnet werden, dass seine Mission in absehbarer Zeit noch nicht beendet sein wird.



Tape-Trader

Die neuesten Platten aus Pop, Indie, Folk und Rock



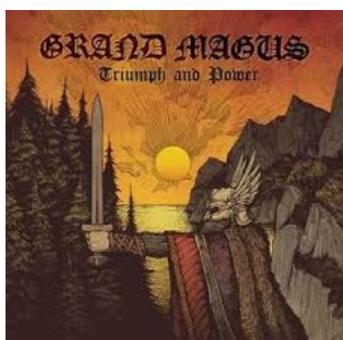
St. Lucia - When The Night (bereits erschienen)

Die Insel wird „schöne Helena des Westens“ genannt, ist ein Inselstaat in der Karibik und ist der Name einer amerikanischen Truppe, die mit ihrem im Oktober 2013 erschienenen Debüt „When The Night“ ein Hohelied auf die Achtziger veröffentlichte.

Jede Popband hat einen Visionär in seinen Reihen. Im Fall von St. Lucia heißt der Typ Jean-Philip Grobler. Er wurde in Johannesburg geboren, wuchs in Brooklyn auf und bereist im Frühjahr 2014 die halbe Welt. Der Sunnyboy sieht nicht wie jemand aus, der mit seiner Musik ernsthafte Töne spucken will. Sein an einen jungen Chris Isaak erinnernder Blick und sein Blümchenhemd versprechen leichte Kost. Ihn inspirierten aber Fleet-

wood Mac und Peter Dinklage. Ein Spritzerchen von Pop-Oma Madonna ist auch in dem Sound, der seit dem Herbst 2013, als das Albumdebüt „When The Night“ erschien, die amerikanischen Feuilletons aufrollt wie harte Butter warmes, frisches Brot. Wer genau hinhört, vernimmt auch Groblers Affinität zu den britischen Pop-Intellektuellen „Tears For Fears“ und den Shoegazing-Königen von „My Bloody Valentine“.

Was „When The Night“ aber so interessant macht, sind die Keyboard-Klänge im Hintergrund, als würde St. Lucia den Wave-Apologeten aus den Achtzigern Tribute zollen und gleichzeitig Cock Robin permanent die Hand schütteln. Denn auf „When The Night“ verschmelzen all diese Verweise zu einer Melange aus Frohsinn und Sorglosigkeit, die Jean-Philip Grobler griffige Melodien verpackt. Das Karibikflair in Noten könnte für 2014 der Soundtrack werden. (W.E.W.)



Grand Magus - Triumph And Power (bereits erschienen)

Metalfans wundern sich, warum sie und „ihre“ Musik nicht ernst genommen werden. Das schwedische Trio von „Grand Magus“ ist der beste Beweis dafür, warum Heavy Metal von vielen als musikalische Verfehlung betrachtet wird. Kann das Aufgreifen des Wikinger-Schwulsts vor hundert Jahren, „Manowar“-Galopps und „Conan“-Gesangs wirklich der Heavy-Sound des beginnenden 21. Jahrhunderts sein?

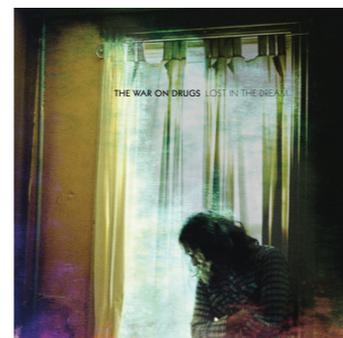
Der Rock'n'Roll-Bullshit kommt wieder. Nach vielen Innovationsschüben in den Neunzigern und frühen Millenniumsjahren durch Truppenteile wie „Pantera“, „Marilyn Manson“, „Slipknot“ und „Korn“, sowie das Öffnen der Metalszene für Sparten wie „Shoegazing“, „Post-Punk“ und „Ambient“,

schweift mancher Blick in die „schöne, gute, alte Zeit“ zurück, als noch Attribute wie „Fire“, „Hell“, „Steel“, „Wind“, „Heaven“ und „Satan“ für den Neandertalsound standen, der mit dem anheimelnden Look aus Stretchhosen, langen Haaren und Schminke aufgepeppt wurde, um das Unvermögen mancher Musiker in den Bereichen Komposition, Stil und Musikalität zu schönen - und das sogar ungestraft! War das eine Befreiung, als die so genannte Grunge-Welle den Haarspray, die Stretch-Hosen und den Kitsch aus dem Metal spülte. Das war eine Revolution! Nichts am Sound von Grand Magus besitzt Rebellion, schon gar nicht, wenn hohle Phrasen wie „Feed my Need“ und „Fight For Your Right“ so kehlig und kurzatmig aus dem Schlund von Janne „JB“ Christoffersson gequält werden. Den Freiheitsbegriff hatte zuletzt eine Hip-Hop-Gang namens „Beastie Boys“ definiert. Einfach mal Party machen, den Ernst des Lebens nicht in die Musik holen und aufhören, Motörhead, Scorpions und Manowar nachzuäffen. (W.E.W.)



Tape-Trader

Die neuesten Platten aus Pop, Indie, Folk und Rock



The War On Drugs - Lost In The Dream (V.Ö. 18. März 2014)

Hör hin, Dylan! Der Americana-Sound hat einen neuen Namen - „The War On Drugs“ zelebriert genau das, was der Großvater des Folk seit Jahrzehnten nicht mehr kann. Seit 2008 tritt Adam Granduciel mit „The War On Drugs“ in dessen Fußstapfen. Lyrischer als Bryan Adams je sein wird, druckvoller als Bob Dylan je war und irgendwie Don Henley.

„Lost In The Dream“ ist sein neuestes Lebenszeichen. Woher Adam Granduciel die Inspiration für das dritte Studiowerk nahm, erschließt sich beim Hören der neuen Songs. Auf „Lost In The Dream“ verarbeitet er die Reiseerlebnisse seiner Tournee, die er 2011 für sein Album „Slave Ambient“ unter-

nahm. Das von Granduciel und Jef Zeigler produzierte Album ist nicht mehr ein Granduciels Alleingang. Auf „Lost In The Dream“ ließ er auch die Einflüsse seiner Bandkollegen zu. Während des Tourlebens verschmolz „The War On Drugs“ zu einer Einheit. „I wanted there to be a singular voice, but I wanted it to be a project of great friends. Everyone in the band cares about it so much,“ sagt Granduciel über seine Erfahrungen mit „Lost In The Dream“. „That is the crux of it—growing up, dealing with life, having close friends, helping each other get by. That is what the record’s all about.“

Musikfreunde werden begeistert sein über die vor Gefühlen schwebenden Lieder, die sich wie sanfte Tücher übers Gemüt legen und von Aufbruchsstimmung und Lebensfreude erzählen. Wer einmal die Auskopplung „Red Eyes“ gehört hat, kommt von der Schönheit aus Hall, Echos und purem Rock nicht los. „Lost In The Dream“ erzählt von Straße, Dreck, Leben und Liebe. Trotz des poppigen Klangs eben Rock'n'Roll. (W.E.W.)



Phantogram - Voices (bereits erschienen)

So macht man „Indie“, Mia, Jennifer Rostock und Judith Holofernes! Nichts da mit mutti-seligen Kinderliedchen aus der Windelstube und Selbsterkenntnissen darüber, dass der Gatte ohnehin der Beste ist. Selbstzweifel, Marter, Sehnsucht und Sex-Appeal klingen eben nicht wie aus der Liedermacherwerkstatt von Heinz-Rudolf Kunze und „Nicole“.

Wer die im Internet veröffentlichte Performance von „Phantogram“ beim amerikanischen Radiosender „KEXP“ betrachtet, weiß was Hingabe ist. Die 2007 in Greenwich/New York gegründete Formation trat bei den Musikredakteuren im Oktober 2013 auf und gab eine Dreiviertelstunde ihre Mixtur aus Gefühlen, Trip Hop, Shoegazing und Rock zum besten. Fast so, als wür-

de die britische Shoegaze-Truppe „My Bloody Valentine“ mit den Trip-Hop-Jazzern von „Portishead“ sowie Elisabeth Fraser und Robin Guthrie von den „Cocteau Twins“ fusionieren und im Kleid des 21. Jahrhunderts lustwandeln. Ihr 2009 veröffentlichtes Debüt „Eyelid Movies“ brachte „Phantogram“-Sängerin Sarah Barthel sowie Co-Frontmann und Gitarrist Josh Carter erste Achtungserfolge.

Mut zum Pop hat „Phantogram! Ihr Schmelz aus experimentellen Electronic-Klängen, treibenden Rhythmen und griffigen Melodien schwebt nahezu in dem von Romantikern besungenen Blau, das „novalisch“ aufs Gemüt des Zuhörers sinkt und mit „benn’scher“ Schön- und Grausamkeit für Entzückung sorgt. Erstaunlich, dass John Hill, der u.a. Alben von „Rihanna“, „Shakira“, Natasha Bedingfield, „MIA“ und „P!nk“ co-produzierte, ein Faible entwickelte, dieses Duo den satten Klang zu verpassen, das es für seine schwarze Pop-Perlen braucht. „Voices“ birgt nicht nur deswegen die Kraft, das „Independent“-Album des Jahres 2014 zu werden. Nie klang Dunkelheit so schroff, rau, elegant und schön. (W.E.W.)

Folk aus den USA

William Fitzsimmons in der Löwengrube



Besänftigt jeden Kritiker mit seiner Musik - William Fitzsimmons (Fotocredit: Erin Brown)

Er ist der Mann der leise gesungenen Worte. Der Rauschebart mit der Wanderklumpfe ist nicht der Rock'n'Roller mit der engen Jeans und rauchigen Stimme. Der Softie mit der Zipfelmütze wächst dennoch zu einem Schwergewicht heran. Sein fünftes Studiowerk „Lions“ verspricht Animalisches. Wer Bob Dylans Suche nach Rock finden will, muss weiter gehen. Fitzsimmons ist ganz der Alte geblieben. (Von W. E. Wilcox)

Als 2009 sein Drittwerk „The sparrow and the crow“ erschien, war der Feuilleton hin und weg von der neuen Sanftheit aus Amerika. Singer-Songwriter nennt man sie dort. Hierzulande sind die Frauen und Männer mit der Klumpfe einfach Liedermacher. William Fitzsimmons ist auch so einer von den Typen, die mit ihrer Musik sowohl Kritiker auch als

Musikhörer einen können. Fitzsimmons, in seiner Kindheit von seinen Eltern mit ihrer Passion für den Barock-Komponisten Johann Sebastian Bach geplagt und gequält, trägt weder die leidgeprüfte Vitalität eines Ryan Adams in sich, noch besitzt er das Sexappeal eines Kelly Jones, noch die Tiefe und Sehnsucht von Eddie Vedders Stimme.

Der Rauschebart ist einer von diesen Musikern, die eher einen väterlichen Touch haben. Mit seiner sonoren, betonungslosen und brummigen Art kommt er wie der langweilige große Bruder daher, der, um mehr Schneid und Coolness aufzulegen, sich einen langen Bart wachsen ließ und in Schlabberhemden herum läuft, aber doch wie ein verweichlichter Trucker aussieht als jemand, dem man, wie Steve von Till und Scott Kelly von den amerikanischen Noise-Rockern „Neurosis“, lieber aus dem Weg geht und nur Kraft ihrer Stimme pure Gänsehaut erzeugen können.

Fitzsimmons ist da irgendwie anders. Hat er nicht bei dem ausverkauften Konzert in der Leipziger Moritzbastei gesagt, dass er oft mit einem Penner verwechselt werde und landläufig als Heulsuse gilt? Seine Worte könnten als augenzwinkerndes Understatement gelten. still sich selbst aufs Korn nahm. Aber ernst war ihm seine Aussage schon.

Was auf „The sparrow and the crow“ noch sanft einen Fensterflügel aufstieß, riss „Gold in the shadow“ 2011 sperrangelweit auf. Fitzsimmons war nicht mehr der Quotendepri aus dem Mittleren Westen, sondern die Powerlocke unter den Liedermachern. Zwar änderte er an seinem Rezept, nasale, sanfte Stimme gepaart mit etwas Plätscher-Rock, nicht. Aber die Stücke gingen besser ins Ohr und blieben vor allem auch darin hängen, ohne dass man sie mit Wattestäbchen raus-

holen musste. Aber irgendwie passte die sommerliche Fröhlichkeit, wie sie auf „Gold in the shadow“ zu hören ist, nicht zu Fitzsimmons. Subtilität und leise Verhuschtheit sind seine Markenzeichen. Das mag wohl damit zusammenhängen, weil er in einem Haushalt aufwuchs, wo die Eltern ohne Augenlicht auskommen mussten und das elterliche Haus von Klängen erfüllt war.

Herzerwärmendes hört der Liebhaber des aus Springfield stammenden Künstlers auf „Lions“ allemal. Als ob wir uns in seiner Küche befinden, seinen schrulligen Ansagen lauschen und ihm beim Zupfen zusehen. Nichts neues zwar, aber es tut gut, ihn am Küchentisch zuzusehen.

„Lions“ ist eine angenehm klingende Aufnahme geworden, die derzeit auf der aktuellen Tournee sicherlich bestehen wird, die am 26. Februar in München begann. Fitzsimmons kann eben auch Löwen bändigen.

Vorschau

Nächste Ausgabe Mai/Juni erscheint im Mai

Folgende Themen sind geplant:

Wave Gotik Treffen - Quo Vadis dunkle Szene?
Eine Jugendkultur zwischen Abgrenzung und
Anpassung

Verschenkte Chance - Wie die HGB wirklich ihr
Jubiläum begehen sollte

Metulcki - Biernale auf der grünen Matte

Neue Alben von Metronomy, Lo Fang, Lilies On
Mars, Morrissey

Streifzüge durch die Kunst mit Bastian Muhr
und Markus Matthias Krüger

Leipziger Jahresausstellung - Alte und neue Be-
kannte

und einiges mehr...